Wagner-Groben

Bethel. | Mahanaim. | Pniel.

Jakobs Pilgerleben

oder

Menschliche Sünde und Gottes Erbarmen.

Von

C. Wagner-Groben,

Pfarrer in Lausanne.

[1. Aufl.]

Basel.
Verlag der Missionsbuchhandlung.
1880.

Schultze'sche Universitätsbuchdruckerei
(L. Reinhardt).

Inhalts-Verzeichniss.

Vorwort.

Wenn in unserer schreibseligen Zeit, wo von großen und kleinen Menschen so viel Gutes, Mittelmäßiges und Schlechtes geschrieben wird, ein Unbekannter mit einem Büchlein vor die Oeffentlichkeit tritt, so ist es ihm zu verzeihen, wenn ihn das Gefühl beschleicht, er sollte sich eigentlich für ein so kühnes Unterfangen erst entschuldigen, oder doch wenigstens rechtfertigen. Dies um so mehr, je nüchterner und bescheidener er selbst von seiner Arbeit denkt.

Da ich nun mit gutem Gewissen sagen darf, daß ich vorliegende kleine Arbeit, die neben viel anderer Sorge und Mühe einer großen Gemeindepflege entstanden ist, durchaus nicht für etwas Unübertreffliches halte, so befinde ich mich eben unter diesem Gefühle.

Um Entschuldigung, ja um Vergebung bitte ich meinen Herrn, dessen herrlicher Missions-Reichssache ich diese „Erstgeburt" widme, dafür, daß sie eben nur so ist, wie sie ist, und nicht besser. Möge Er das Büchlein entsündigen, weihen, heiligen und segnen!

Zu meiner Rechtfertigung vor Menschen aber habe ich folgendes zu bemerken. Lausanne ist eine Fremdenstation.

In den bald neun Jahren meines Hierseins ist eine große Anzahl lieber Freunde in meiner Kirche längere oder kürzere Zeit zu Gaste gewesen, und viele haben sie lieb gewonnen. Manche von ihnen drangen in mich, zuweilen einige Predigten drucken zu lassen, damit sie bei der Heimkehr ein Andenken mitnehmen könnten. Allein ich konnte mich bis jetzt nicht dazu entschließen, die schon überreiche Predigtliteratur auch noch vermehren zu helfen. Um aber endlich doch dem oft wiederholten Wunsche einmal in etwas entgegen zu kommen, machte ich mich daran, „Jakobs Pilgerleben," das mich immer besonders anzog, zu beschreiben. Des Menschen Schwäche, sein Eigensinn, sein Kleinmuth auf der einen Seite, und Gottes Langmuth, Güte und Erbarmen auf der andern, treten nirgends größer hervor, als in Jakobs Leben. In diesem Büchlein werden mich alle die lieben Freunde, die mich kennen, finden, wie ich eben bin, sei es auf der Kanzel, sei es unter derselben. Jeder hat seine Art, und auch mir hat der liebe Gott die meine gegeben und mir mit derselben, so viel Menschliches und Mangelhaftes auch daran klebt, bisher ein Plätzchen unter der Sonne und in seinem Hause gelassen.

Dieses Büchlein hat also zunächst den Auftrag, meinen einstigen Zuhörern, — all' den Gotteskindern und solchen, die es erst werden sollen — einen Gruß aus der deutschen Kirche in Lausanne und aus der obern Heimat zu bringen.

Damit stelle ich ihm freilich eine schwierige Aufgabe in Aussicht. Denn wenn es diesen Auftrag ganz ausrichten will, so muß es nicht nur durch so ziemlich alle Kantone

der Schweiz, sondern nach Deutschland, Rußland, Dänemark, Schweden, England und selbst Amerika seinen Weg finden. Und auf dieser weiten Reise hat es anzuklopfen bald an dem bescheidenen Zimmerchen eines Dienstmädchens oder jungen Handwerkers, bald an dem Salon eines Kaufmannes, Banquiers, Pfarrers oder Professors. Ja es muß, will es seine Aufgabe recht lösen, in manche Schlösser von Grafen und Fürsten und selbst in einige Königspaläste sich wagen. Kurzum, es braucht einen dreisten Muth, oder es verfehlt seinen nächsten Zweck.

Auch einige mir unbekannt gebliebene Personen sollte es finden. So z. B. jene kranke Dame aus Norddeutschland, die vergeblich zwei Monate am Genfersee ihre Gesundheit wieder zu finden suchte und am Tage vor ihrer Abreise „zufällig" in die deutsche Kirche in Lausanne kam und dort „zufällig" eine Predigt über das Wort: „Ich bin der Herr, dein Arzt" hörte und nachher die Predigt so gerne mitgenommen hätte, wenn sie ausführlich geschrieben gewesen wäre, die sich aber nicht entschließen konnte, mir behufs Nachsendung, ihre Adresse zu geben. Sie würde zwar jene Predigt nicht darin finden, aber doch allerlei Gedanken, die ihr den Weg zum rechten Arzt zeigen könnten.

Einen besondern Gruß aber soll es nach Petersburg an die lieben Damen M. und T. tragen, die mich einst aufforderten: „Schreiben Sie doch auch Bücher, wie der X." Mögen sie nicht bereuen müssen, daß sie mitgeholfen haben, mich auf diesen gefährlichen Weg zu bringen. Auch bei meinen lieben jungen Freunden, besonders den l. Candidaten der Theologie aus Norddeutschland, denen das Lausanner

Pfarrhaus lieb geworden ist, möge es mich für alle Briefschulden freundlich entschuldigen.

Endlich drängt es mich noch, meinem lieben Herrn Verleger hier meinen freundlichen Dank dafür auszusprechen, daß er meinen armen Jakob so lieblich ausgestattet, ihn in so hübschem Kleide erscheinen läßt. Möge der Herr, dem er auch damit dienen will, seine Mühe gnädig segnen.

So möge denn das Büchlein unter dem barmherzigen Segen des Gottes Jakobs hinausgehen und dazu beitragen, daß die Ehre und der Name unseres Herrn und Königs, der viel zu wenig von den Seinen geehrt und geliebt wird, immer heller und herrlicher leuchte auf unserer armen Erde.

Lausanne, im October 1879.

C. Wagner-Groben, Pfarrer.

I.

Ein Familienbild aus der Vorzeit.

Und da die Knaben groß wurden, ward Esau ein Jäger und Feldmann; Jakob aber war ein frommer Mann und blieb in den Hütten.

Und Isaak hatte Esau lieb, denn er aß gerne vom Wildpret; Rebekka aber hatte Jakob lieb. 1 Mose 25, 27. 28.

1. Was wollen wir?

Wir wollen die Geschichte des Jakob im Lichte unserer Zeit und zu Nutz und Frommen unseres Lebens betrachten. Es gibt kaum ein zweites Lebensbild in der heil. Schrift, das so lehrreich ist, wie das des Jakob. Wir sehen da die menschliche Sünde und Gottes Erbarmen in beständigem Kampfe. Der Mensch schlägt sich Wunden aus Mangel an Gottvertrauen, durch beständigen Ungehorsam in kleinen Dingen; er glaubt den Willen Gottes machen zu können, oder Gott zur Erfüllung seiner Verheißungen nachhelfen zu müssen. Gott heilt diese Wunden wieder, aber durch schmerzliche Kuren. Er läßt sich sein Erziehungswerk nicht zerstören; er hat Ge-

duld, übt Langmuth, faßt immer wieder an, hebt von Stufe zu Stufe empor, bis er endlich aus einem Jakob einen Israel gemacht hat. Und das alles durch viel Leid, durch viel Demüthigung, durch Zerbrechen und Zerschlagen des natürlichen Menschen.

Die Führung des Volkes Israel aus Egypten durch die Wüste nach Kanaan wird mit Recht als ein Bild des Wandels des Christen über die Erde dargestellt. Das Leben der Väter enthält aber schon die Grundzüge der Führung des Volkes Israel und auch unseres Lebens. Wir sollen durch den Glauben Abrahamskinder werden. Als solche werden wir nicht geboren, sondern wir müssen dazu erzogen werden. Das Erziehen ist ein schweres Amt. Dazu gehört viel Geduld, Liebe und Ernst. Aber das Erzogenwerden ist auch nicht leicht, besonders bei so grundbösen Heiligen, wie Jakob einer war, und wie es deren heute noch so viele gibt. Da geht es nicht scherzhaft zu, sondern oft durch bittern Ernst, durch viel Thränen. Wie viel Herzeleid hätte Jakob sich ersparen können, wenn er mit mehr Gehorsam und Treue, mit mehr Gottvertrauen gewandelt wäre! Und wie viel Kummer und Leid könnten wir uns ersparen, wenn wir mehr aus Jakobs Leben und unsern bisherigen Führungen lernen möchten! Wir werden sehen, wie langsam bei Jakob das Lernen in der Schule Gottes gieng, wie eigenwillig und vergeßlich er war. Jeder andere Lehrmeister hätte die Geduld mit ihm verloren. Gott aber hat doch schließlich noch etwas Rechtes bei ihm zu Stande gebracht. Möge es ihm auch bei uns gelingen! Möge auch diese Lektüre bei dir dazu beitragen!

Ehe wir aber in Isaaks Zelt einen Besuch machen und der Rebekka Haushaltung uns ansehen, müssen wir noch einen andern Gedanken hier in der Einleitung an den Mann bringen, nämlich den:

2. Wie man ein wirklich und nachhaltig berühmter Mann werden kann.

Dies ist anerkannter Maßen keine so leichte Sache. Die meisten berühmten Menschen wurden es, ohne es zu wollen, und die meisten, die es wollten, erreichten es nicht. Der Hang, berühmt zu werden, steckt aber vielen Leuten tiefer im Herzen, als sie glauben. Daher wollen wir uns hier klar machen, warum Jakob und so mancher seines Gleichen bis auf den heutigen Tag so berühmt ist, daß jedes Schulkind seinen Namen weiß. Jakob ist im höchsten Sinne des Wortes eine weltberühmte Person. Und dabei beschränke ich den Ausdruck Welt nicht auf unsere Erde und ihre Bewohner allein.

Schon als Knabe fiel mir auf, daß in der biblischen Geschichte so viel von Abraham, Isaak und Jakob die Rede ist. Ich konnte ihre Wichtigkeit nicht recht begreifen. Entweder hat man sie uns nicht erklärt, oder ich habe nicht aufgepaßt. Daß David so viel von sich reden machte, das begriff ich leichter. Der war ein tapferer Kriegsheld, hat es sogar vom Hirtenknaben bis zum König gebracht, war nebenbei ein guter Harfenspieler, und zwar ohne ein Conservatorium besucht zu haben, und zugleich ein vorzüglicher Dichter. Sein 23. Psalm hat mich schon sehr früh gepackt, und Paul Gerhardts herrliches Lied: „Befiehl du deine Wege“ &c. machte mir schon frühe auch den 37. Psalm sehr lieb. Aber an Abraham, an Isaak, an Jakob konnte ich mit dem besten Willen nichts Großes entdecken. Im Gegentheil, da wimmelte es von Dingen, die eher zu ihren Ungunsten sprachen. Isaak schien mir ein gutmüthiger aber schwacher Mann zu sein, der gerne Wildpret aß; Jakob ein schlauer, verschlagener Bursche, der kein Mittel scheute, zu seinem Ziel zu gelangen. Dem Abraham rechnete ich

sein Handeln gegen Lot zwar hoch an, aber er log ein paar Mal recht stark, das gefiel mir nicht. Ich wußte zwar, daß von Abraham geschrieben steht: „Er glaubte dem Herrn," aber das konnte ich ihm nicht hoch anrechnen; denn das schien mir, als Kind, das Allereinfachste und Leichteste zu sein, etwas, das ja alle Menschen thun; etwas, das sich von selbst versteht.

Ja, in der That, bei Kindern versteht sich der Glaube von selbst. Darum heißt es auch, „ihrer ist das Himmelreich." — Als einst im lieben Schwabenlande nach langer Trockenheit ein Dorfpfarrer eine „Gebetsstunde um Regen" anordnete, kam ein Kind beim schönsten Wetter mit einem großen Regenschirm in die Kirche. Man fragte es lachend, was es denn mit dem großen Regenschirm wolle? Da sagte es verwundert: „Wir beten ja jetzt um Regen; wenn wir dann heimgehen, so möchte ich nicht, daß mein Sonntagskleid naß wird." — Ein Kind kann eben nicht begreifen, daß man den lieben Gott um etwas Nothwendiges ernstlich bitten könne, ohne es zu empfangen, während viele erwachsene Christen oft recht erstaunt wären, wenn sie wirklich das empfiengen, um was sie bitten. Sie bitten, und erwarten nichts. Es nistet sich eben ein tiefer Unglaube nach und nach in jedes Herz ein, und auch beim Gläubigwerden bleibt öfters der Glaube leicht, wie eine Aehre ohne Körner.

Heute urtheile ich anders über die drei Patriarchen. Ihre Schwachheiten sind mir minder anstößig im Lichte meines eigenen Lebens, aber das „Er glaubte dem Herrn" steht so groß, so erhaben, so einzig vor meiner Seele, daß ich ohne Zaudern den Abraham als den Vater der Gläubigen, d. h. als den größten aller Helden gelten lasse. Er hat das Schwerste, was es auf Erden zu lernen gibt, gelernt und zwar gut gelernt; er hat das Größte, was den Menschen auf Erden als Aufgabe gestellt ist, geleistet, — er hat

Glauben gehalten so, daß er noch von keinem Andern übertroffen wurde, ausgenommen den einzig Einen.

In der Ewigkeit werden wir mit anderem Maßstab messen und gemessen werden, als auf Erden. Es gibt eine zweifache Weltgeschichte, die, welche die Menschen auf Erden schreiben, und die, welche im Himmel geschrieben wird. In dieser wird mancher nicht stehen, der in jener eine große Rolle spielt, und umgekehrt. Dieses himmlische Geschichtsbuch in Biographien wird, wenn es einst aufgethan wird, viel Staunen erregen. Im Worte Gottes haben wir einen kleinen Anfang davon. Da finden wir eine große Anzahl von Menschen, von Seth bis auf Paulus, deren Namen auf Erden und im Himmel unbekannt geblieben wären, wenn sie nicht mit Gott in Glaubensgemeinschaft getreten wären. Dadurch aber haben sie auf Erden und im Himmel weltgeschichtliche Berühmtheit erlangt. Dabei denke ich nicht blos an die bedeutenden Männer der Bibel, sondern ich denke auch an Leute, wie das kananäische Weib. Item, wer ein großer und berühmter Mensch werden will, der trete mit Buße und Glauben in immer innigere Gemeinschaft mit dem König der Könige, dann wird einst sein Ruhm hervorbrechen wie der Mittag, und sein Licht wie der Sterne Glanz immer und ewig.

---

3. Blicke in Isaaks und der Rebekka Haushaltung.

a) Kinderlosigkeit und Kindersegen. Einst und jetzt.

Dem Abraham wurde von Gott geoffenbart, daß durch Isaak und dessen Nachkommen die große Verheißung sich erfüllen sollte: „In dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter der Erde." Isaak heirathete, als er 40 Jahre alt war. Er heirathete nicht nach eigener Wahl, sondern nach dem Wil=

len seines Vaters und unter spezieller Leitung Gottes, wie die für alle Zeiten musterhafte Brautwerbung des Elieser darthut. Zwanzig Jahre lang blieb seine Ehe kinderlos. Da warf er sich auf's Gebet, und das half. — Wir wollen uns hier en passant nur die wichtige Lehre merken, daß, wenn auch eine Verheißung Gottes für uns dasteht, wir dennoch darum beten, oft mit Gott um deren Erfüllung ringen müssen.

In Israel galt aber Kinderlosigkeit als Unsegen, Kinderreichthum als Segen. „Siehe, Kinder sind eine Gabe des Herrn, und Leibesfrucht ist ein Geschenk." Ps. 127, 3. So lehrt die hl. Schrift. Darüber hat sich nun die Ansicht in unserer Zeit merkwürdig verändert. Wenn auch, wenigstens unter dem Volke deutscher Zunge, die Ehegatten selten sind, die am liebsten gar kein Kind wollen, so sind doch auch da leider die allermeisten schon unzufrieden, wenn die Kinderzahl einmal anfängt, drei zu überschreiten. Ebenso kindisch mancher Vater sich über sein Erstgeborenes freut, ebenso mürrisch und oft roh empfängt er das Sechste oder Achte. Wie manches arme Kind muß von Anfang an fühlen, daß man es nicht erwartet, nicht gewollt hat, daß es zu viel ist. Und das nicht etwa blos bei armen Leuten, sondern auch bei reichen und sogenannten gebildeten. — Als ich vor vielen Jahren einmal in meine Heimat kam, begegnete ich einer Frau, die früher bei meinen Eltern Magd war, sich aber indessen an einen armen Bauernbuben verheirathet hatte. Sie trug ein Bündel Gras auf dem Rücken. Ich fragte nach ihrem Ergehen. Da klagte sie sofort, es gehe ihr schlecht, sie habe zu viele Kinder. Als ich ihr sagte, Kinder seien ein Segen, so meinte sie, es sei nur schlimm, daß sie diesen Segen habe, und andere Leute hätten andern. Diese arme Frau hätte sich über einen Ochsen oder eine Kuh zehnmal mehr gefreut, als über ein Kind. Sie ist aber darin nicht allein. Tausende von El=

tern stehen ganz auf demselben Standpunkt. Das ist aber ein recht trauriges und schmerzliches Zeugniß für die Menschheit und besonders für die Christenheit unserer Tage.

Wie denn, — sollte es nicht mehr gelten, daß Kinder eine Gabe, ein Geschenk Gottes sind? Doch, es gilt noch! Und wir wollen uns über dieses Wort des Herrn freuen und ihm auch dafür danken! Wollen uns auch hüten, nicht über Gottes Gaben zu murren, wir möchten sie uns sonst zum Unsegen umwandeln.

Fragen wir aber nach der Ursache dieses traurigen Zustandes, so könnten wir versucht sein, ein langes Kapitel darüber zu schreiben. Allerdings bringen Kinder Sorgen, Mühe, Verantwortlichkeit in's Haus, aber so war es ja zu allen Zeiten. Daß aber früher Kinder leichter zu erziehen waren, weil sie bescheidener erzogen wurden, als jetzt, darüber sollten wir uns nicht beklagen, denn daran sind wir ja eben selbst schuld. In seiner Familie ist ja, Gottlob, jeder Vater noch Souverain, d. h. kann es machen, wie er will. Wer aber meint, er müsse anderen Leuten nachmachen, auch wenn er sich damit das Leben sauer und friedelos macht, der ist nicht nur kein selbständiger Mann, sondern der ist ein Narr.

Die tiefste Ursache aber ist darin zu suchen, daß man das Leben überhaupt und auch die Gottesgabe der Kinder zu wenig vom Standpunkte der Ewigkeit aus ansieht. Welch' unschätzbaren Werth bekommt doch ein Kind in den Augen der Eltern, — auch wenn es das zehnte ist, — wenn sie sich gläubig sagen, daß dieses ihr Kind zugleich ein Kind Gottes ist, das sie als eine Pflanze des Reiches Gottes pflegen und erziehen sollen! Ja, solche Eltern dürfen sich von Gott geehrt fühlen, wenn er ihnen viele Kinder anvertraut. Wie wird sich einst manche Mutter, deren Wunsch, nur wenig Kinder zu haben, erfüllt wurde, und die sich entsetzte über den Kinderhaufen und die Last ihrer

Nachbarin, wie wird sie sich einst schämen, wenn sie sehen wird, welch' große Arbeit diese belastete Nachbarin für die Ewigkeit gethan hat. Dort werden wir auch über diese Sache anders denken, als man es hienieden zu thun gewohnt ist. Möchten aber besonders die Christen anfangen, in diesem Stücke mehr biblisch zu denken und zu handeln. Es bleibt dabei, Kinder sind eine Gabe Gottes, und Gott gibt nur gute Gaben. Verderben wir sie nicht, es ist ein Segen darinnen.

Ich kann dieses Thema nicht verlassen, ohne noch eine Erfahrung zu erzählen, die ich erst kürzlich machte, und die mir ein recht wohlthuender Lichtblick war in der allgemeinen Kinderscheu. Eine Arbeitersfrau, die noch nicht lange mit ihrem braven Manne in meine Gemeinde zog, kam zu mir wegen Schulangelegenheiten. Ich fragte sie, wie viele Kinder sie habe? Da verklärte sich das Gesicht der noch jungen Frau, und freudestrahlend gab sie mir zur Antwort: „Ich hab' dreizehn lebige." Als ich ausrief: „Ha, welch' ein Segen!" Da lachte sie herzlich und sagte, sie freue sich auch darüber; sie seien, Gottlob, alle gesund, und an Brod habe es ihnen der liebe Gott auch noch nicht fehlen lassen. — Ich ging in mein Zimmer und dankte Gott. Denn diese Frau erschien mir wie eine Heldin. Es ist darin auch ein Heldenthum. Wie beschämt doch eine solche Mutter, die ohne Magd 13 Kinder erzieht und von dem mäßigen Taglohn ihres Mannes lebt und dabei glücklich und froh ist, — wie beschämt sie doch so manche Frau, die mit der Hälfte Kinder, mit zwei bis drei Mägden und Mitteln genug, sich für unglücklich hält, weil sie so viele Kinder hat!

Doch nun wieder in Isaaks Zelt zurück. Da wollen wir uns zunächst die beiden Knaben, „die groß geworden", und ihren Charakter ansehen.

b) Esau und Jakob, oder der Jäger und der „Stubensitzer".

Unsere Erde ist von Alters her ein Schauplatz der Wunder des allmächtigen Gottes gewesen, und ist es heute noch. Es gibt der Wunder mehr, als manche glauben und als die meisten sehen. — Ist es nicht etwas erstaunlich Wunderbares, daß wir unter den etwa zwölfhundert Millionen Menschen auf Erden auch nicht zwei finden, die sich völlig gleichen? Auf der kleinen Scheibe des menschlichen Angesichts weiß unser Gott eine solche Verschiedenheit auszudrücken! Das soll ihm einmal ein Maler nachmachen! Ich glaube sogar, daß von den vielen Milliarden Menschen, die über die Erde giengen, keiner dem andern absolut gleichsah. — Wie es aber äußerlich unter den Menschen ist, so ist es auch innerlich. Jeder hat seine besondere Physiognomie, seinen besondern Charakter. Und wie grundverschieden sind die oft, selbst unter Geschwistern. Da könnte gewiß mancher Vater dem „Kain und Abel", „Jakob und Esau", seine „Michel und Johann" ꝛc. anreihen.

Wer macht denn des Menschen Charakter? Sind wir dafür verantwortlich, oder andere? Ist unser böser Charakter für uns eine Entschuldigung, oder eine Anklage? Das ist gewiß eine interessante und beherzigenswerthe Frage. — Ich habe nicht die Anmaßung, diese psychologische Frage endgültig entscheiden zu wollen, will aber doch meine Gedanken rund und offen heraus sagen. — Ich glaube, daß unser Gott den Grundstoff dazu liefert, daß dieser Grundstoff durch Erziehung und Umgebung beeinflußt oder versetzt wird, und daß schließlich das Individuum aus diesem göttlichen und gut oder bös beeinflußten Stoffe sich seinen Charakter bildet. Damit wird mir das schwierige Wort des Herrn begreiflich: „Jakob habe ich geliebet, aber Esau habe ich gehasset." Mal. 1, 2. 3. Denn unser Gott liebt und haßt nicht aus Willkür, wie die Menschen. Der göttliche

Grundstoff in Esau's Wesen war männliche Energie, welche, wenn sie durch Hingabe an Gott geheiligt worden wäre, einen Mann wie Mose oder Elias hätte geben können.

Esau, sagt die Schrift, war ein Feldmann, — jedoch nicht in dem Sinne, daß er mit Vorliebe das Feld bebaut hätte, sondern er zog ein wildes, unstetes Jägerleben dem stillen, friedlichen Hirtenleben der Patriarchen vor. Ungöttlicher Sinn, Neigung zu heidnischem Wesen, wildes Herumstreifen wurde der Grundzug seines Wesens.

Ganz anders war es bei Jakob. „Er blieb in den Hütten." Während Esau „mit dem Pfeil, dem Bogen, durch Gebirg und Thal" streifte, blieb Jakob „zu Hause" sitzen. Das gefiel aber dem Vater Isaak nicht sonderlich. Ihm sagte das muthige Wesen des Esau mehr zu, und er freute sich gewiß oft mit väterlichem Stolze, wenn Esau von seinen Streifzügen heimkehrte und seine kühnen Abenteuer erzählte. Da wird wohl mancher Scherz über den Stubensitzer Jakob laut geworden sein. — Auch darin ist Isaak nicht allein. Die meisten Väter gleichen ihm bis in unsere Zeit herein auf's Haar. Ein Sohn, der nicht schon als Kind gerne mit Säbel, Gewehr und Pferd spielt, der, wenn er konfirmirt ist, nicht raucht, nicht in's Wirthshaus geht, nicht tanzen kann u. s. w., ein solcher Sohn macht vielen Vätern keine Freude.

Wir sind entschieden für die Knaben eingenommen, die gerne „in der Hütte" bleiben, wenn wir auch nicht glauben oder behaupten möchten, daß alle Stubensitzer deßhalb schon besser seien, als die andern. Wir möchten nicht einmal deßhalb alle schon als gute Menschen überhaupt bezeichnen. Es kommt natürlich auf die Ursache des Zu-Hause-Bleibens an. Immerhin aber hat diese Neigung zur Stille etwas Löbliches gegenüber dem immer mehr einreißenden Hang unserer jungen Männerwelt zu einem lustigen, leichtfertigen Weltleben. Es gehört ja gewiß in unserer

Zeit viel mehr Charakter und Muth dazu, seine Abende und Sonntage für sich in der Stille zu verleben, als sich von dem allgemeinen Strom der Männerwelt in ein brutales Vergnügungsleben hineinziehen zu lassen. Soll aber aus einem Menschen etwas Rechtes vor Gott, etwas innerlich, göttlich Großes werden, so ist ein Leben in der Stille absolute Vorbedingung dazu. Hiezu liefert die Bibel und die Erfahrung Beweise in Fülle. Im wilden Geräusche des Weltwesens kann Gott nicht am Menschenherzen seine Arbeit thun.

Was hat aber wohl den Jakob in der Hütte festgehalten? Womit hat er sich wohl beschäftigt? — Ich kann mir den Jakob als Knaben, nach allem, was wir von ihm wissen, nicht anders denken, als im schattigen Zelte, oder im kühlen Haine zu den Füßen seines Großvaters Abraham sitzend und mit sinnender Begierde dessen Erzählungen lauschend. Der Herr sagte von Abraham: „Ich kenne ihn, daß er wird befehlen seinen Kindern und seinem Hause nach ihm, daß sie des Herrn Wege halten, und thun, was recht und gut ist." Da wird Abraham im Kreise seiner Kinder erzählt haben von der Schöpfung, vom Paradiese, vom Sündenfall und Sündenverderben, von Gottes Gerichten und Erbarmen seit zweitausend Jahren. Er wird erzählt haben, wie Gott ihn selbst gesucht, gezogen, erwählt, geführt, gestraft und gesegnet hatte. Seine Glaubenskämpfe, Glaubensprüfungen, Niederlagen und Siege, im Besonderen aber die unausdenklich herrlichen Verheißungen für ihn und seine Nachkommen, und durch sie für alle Völker der Erde, werden immer neuen Stoff zu solch' köstlichen Unterhaltungen geliefert haben. Und Jakob, mit welcher Begierde wird er alles in sich aufgenommen haben! Wie wird er es still für sich überdacht und verarbeitet haben! Eine neue Welt göttlicher Liebe und väterlichen Erbarmens, eine Zukunft voll Segen und Glück, ein Ahnen

ewiger, seliger Dinge wird sein Herz je mehr und mehr erfüllt und bewegt haben. Da werden auch oft in seinem Herzen Bewegungen laut geworden sein, wie die, welche ein Dichter in die Worte faßte:

Wenn alle untreu werden,
So bleib' ich dir doch treu,
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sei.

Tertullian hat recht, wenn er sagt, daß die Seele des Menschen von Natur eine Christin sei. Der Herr Jesus wollte ungefähr dasselbe sagen, wenn er den Kindern das Himmelreich zusprach. Erzählet euren Kindern von der Liebe ihres Heilandes, von der ewigen Heimat bei ihrem Vater im Himmel, von ihrer großen Bestimmung u. s. w., und ihr werdet sehen, welches Glück sich über ihr Angesicht ausbreitet. Das ist es, wonach das unbestimmte Sehnen des kindlichen Herzens geht. Würden christliche Eltern das mehr üben, so würden auch die Kinder lieber in der Hütte bleiben, und manches Herzeleid bliebe ihnen, den Eltern und den Kindern, erspart.

Der irdische Segen des Zu-Hause-Bleibens tritt aber erst später recht hervor in einem frohen Familienleben. Wirkliches Familienleben ist selten und wird immer seltener. Der Mann ist den ganzen Tag abwesend, weil es seine Geschäfte so erheischen. Kaum aber hat er zu Abend gegessen, so geht er wieder — „in Gesellschaft“. Das, meint er, brauche er als Mann. Ursache davon ist aber, daß er keinen Sinn für ein stilles, edles Familienleben hat, weil er von Jugend auf nicht „zur Hütte“ gewöhnt wurde, und es ihn nun dort langweilt. Er ist dabei nicht glücklich. Tief unglücklich aber ist dadurch oft das einsame, vielgeplagte Weib.

c) Sympathie und Antipathie.

„Und Isaak hatte Esau lieb, denn er aß gerne von seinem Wildpret; Rebekka aber hatte Jakob lieb.“ Tout comme chez nous, würde hier ein Franzose sagen. Wie nüchtern und wahr schildert doch die hl. Schrift ihre Helden! Eine solche kurze Bemerkung sagt mehr, als manche ausführliche Lebensbeschreibung, oder Familienchronik, — sie läßt tief blicken. Wir sehen daraus nicht nur ein Verhältniß zweier Gatten zu einander, wie es nicht sein sollte, sondern auch ihr verkehrtes Verhalten zu ihren Kindern.

Dem milden Isaak könnte man seine Vorliebe für Esau, den erstgebornen männlichen, energischen Sohn, in dessen Wesen er fand, was ihm selbst mangelte, verzeihen, wenn die fatale Bemerkung nicht dastünde: „denn er aß gerne von seinem Wildpret.“ Aber nach dieser Erklärung läßt sich Isaak nicht weiß waschen. Dies um so weniger, da er wohl wußte, daß das Erstgeburtsrecht von Gott dem Jakob zugesprochen war. Da steht nun ein guter Vater, ein gläubiger Gottesmann vor uns mit einer recht menschlichen Schwachheit, einer fleischlichen, sündigen Vorliebe für seinen unwürdigen Sohn im Herzen, und zwar — wegen des Wildprets. Isaak wurde wegen dieser sündigen Schwachheit nicht von Gott verworfen, aber er hat sich und seiner Familie dadurch viel Herzeleid bereitet. Vielleicht war er selbst an Esaus späterem Ausarten durch seine Vorliebe, die ja immer mit sündiger Nachsicht verbunden ist, nicht ganz unschuldig. Er hat jedenfalls an Esau mit Schmerzen geerntet, was er mit nachsichtiger Schwäche gesäet hatte. Durch ungerechte Vorliebe für ein Kind werden aber immer auch die andern Glieder des Hauses verletzt. Isaak scheint damit besonders die Rebekka verletzt zu haben. Auch von dieser Seite ist ihm seine Schwachheit mit viel Bitterem vergolten worden.

Was hätte nun nicht dieses Beispiel aus Isaaks Leben seit viertausend Jahren unter allerlei Vätern Gutes wirken können, wenn sie hätten darauf merken wollen! Es gibt gewiß nur wenige Familien, wo sich nicht dieser Geist der sündigen Vorliebe, wenn auch nicht immer in so häßlicher Form und aus so niedrigen Ursachen, einschleicht. Auch Christen sind nicht frei davon. Und wieviel wurde dadurch schon geschadet! Wie wird jede ernste Erziehung dadurch vernichtet! Des Vaters Liebling flüchtet sich zum Vater, gewiß, daß er dort gegen die beleidigte und zur Strafe gerüstete Mutter Schutz findet, — und umgekehrt. Kinder haben ein feines Gefühl für die schwachen Seiten ihrer Eltern und wissen sie auszubeuten. Ja, wie oft sind gerade diese Dinge Ursache so mancher Dissonanz zwischen den Eltern selbst. Nur in dem Maße, als wir selbst und die uns anziehenden oder abstoßenden Eigenthümlichkeiten unserer Kinder geheiligt werden, wird auch die ungöttliche Vorliebe mit ihren verderblichen Folgen aus unseren Familien verschwinden, und liebliche Harmonie an die Stelle beständiger Dissonanzen treten. Das ungefähr soll Isaaks Geschichte in diesem Stücke uns lehren.

„Rebekka aber hatte Jakob lieb". Das war ganz natürlich. Wo nur 2 Kinder in der Familie sind, und der Vater bevorzugt das Eine, da wird das Andere ebenso stark zur Mutter hingetrieben, als von ihr mit Erbarmen an sich gezogen. Wir wollen nicht untersuchen, welche Vorliebe im allgemeinen schädlicher ist, die väterliche, oder die mütterliche. Genug ist, daß beide schädlich sind. Dagegen wollen wir offen gestehen, daß wir in dem speziellen Falle, der uns beschäftigt, die Rebekka für weniger tadelnswerth ansehen, als den Isaak. Wie viel auch immer bei ihrer Vorliebe für Jakob das Mitleid mit dem vom Vater zurückgesetzten Kinde gethan haben mochte, es war nicht der eigentliche Grund, wenigstens nicht der einzige Grund davon. Rebekka hatte

für ihre Vorliebe eine sehr wichtige Ursache, und wir müssen uns wundern, daß um dieser großen Ursache willen nicht auch Isaak den Jakob lieber hatte. Die Vorliebe beider Eltern für diesen Sohn hätten wir begreiflicher finden müssen, als Isaaks Vorliebe für Esau. Isaak stand nicht auf Rebekka's Seite, dagegen stand Gott auf ihrer Seite. Denn auch er hat Jakob geliebet und ihn dem Esau vorgezogen. Und das war für Rebekka die Hauptursache: Sie hielt an dem ihr geoffenbarten Gottesworte fest, daß auf Jakob der Verheißungssegen ruhen sollte. Sie sah in ihm den Liebling Gottes, den Träger der Verheißungen, den Besitzer des Landes Kanaan. Sie sah Gottes Arbeit in seinem Herzen, seinen stillen Wandel, seine Liebe zum Herrn, seine Freude an Gottes Verheißungen, seine Abneigung gegen weltliches Treiben, sein Gebet. Sie sah den immer mehr hervortretenden Gegensatz zwischen dem leichtfertigen Esau und dem ernsten Jakob, — was Wunder, daß sie ihn liebte und bevorzugte? — Wir wollen sie nicht entschuldigen. Ihre Vorliebe war auch mit menschlicher Schwachheit verbunden und riß sie zu sündigem Handeln hin. Esau war auch ihr Kind, und mit etwas mehr mütterlicher Liebe hätte sie wohl etwas Besseres aus ihm machen können, als aus ihm geworden ist. Aber ihre Vorliebe für Jakob ist uns begreiflicher, als die des Isaak für Esau. Beide stehen aber hier vor uns als Warnung für unser Familienleben. In jedem Kinde ist etwas Göttliches, das wir lieben dürfen und sollen. Aber es muß durch uns geweckt, gepflegt und ausgebildet werden. Aus sündiger Neigung aber sündige Züge an den Kindern zu lieben, zieht die Sünde groß und bringt eitel Herzeleid.

II.

Der Handel um die Erstgeburt.

Und Jakob kochte ein Gericht. Da kam Esau vom Felde, und war müde, und sprach zu Jakob: Laß mich kosten das rothe Gericht, denn ich bin müde. Aber Jakob sprach: Verkaufe mir heute deine Erstgeburt. Esau antwortete: Siehe, ich muß doch sterben, was soll mir denn die Erstgeburt? Jakob sprach: So schwöre mir heute. Und er schwur ihm, und verkaufte also dem Jakob seine Erstgeburt. Da gab ihm Jakob Brod und das Linsengericht, und er aß und trank, und stand auf, und gieng davon. Also verachtete Esau seine Erstgeburt. 1 Mose 25, 29–34.

1. Einsatz und Gewinn, oder Erstgeburtsrecht und Linsengericht.

Das Erstgeburtsrecht hatte zwei Seiten, eine äußerliche und innerliche, eine irdische und ewige. Aeußerlich bestand sein Vorzug in dem Prinzipat über die Familie und den Stamm, sowie auch in dem doppelten Antheil an dem Erbe des Vaters. Der Erstgeborene war Familienhaupt, Fürst und Richter des Stammes, „der Oberste im Reich."

Das innere Vorrecht bestand darin, daß der Erstgeborene dem Herrn heilig war, gelöst werden mußte, Fami=

lienpriester und Prophet des Hauses sein sollte. Er war der Mittler zwischen Gott und der Familie. Noch wichtiger aber ist, daß er der Träger des Segens Abrahams war, der ihm den Besitz des verheißenen Landes zusprach und ihn zum Segensträger für alle Völker der Erde machte. Wahrlich, über ein solch' königlich-göttliches Vorrecht hatte nie ein Mensch auf der ganzen weiten Erde zu verfügen. Abgesehen von allem äußerlichen Werth des Erstgeburtsrechtes, den doch sonst die Menschen nicht so leicht verachten, war der erstgeborne Patriarchensohn der Träger und Vermittler der unausdenklich herrlichen Friedensgedanken unsers Gottes über die gefallene Menschheit. Er war ein Mensch von einzigartiger Bedeutung unter allen Menschen auf Erden, ein Mensch von einzigartiger Stellung zu Gott, — ein Liebling Gottes, weil Träger seiner Liebesabsichten, ein Mensch vom höchsten Adel und größter Auszeichnung unter allen Menschen. Wer möchte es unternehmen, den Vorzug, ja die Herrlichkeit einer solchen Stellung nach allen Seiten würdig zu schildern? Reicht doch ihre Bedeutung durch alle Jahrtausende hindurch, bis in die Ewigkeit hinein!

Esau war als Erstgeborner im natürlichen Besitze dieser hohen Vorrechte, und er wußte das. Aber er hatte keinen Sinn für diese Herrlichkeit. Er achtete ihren Werth für so gering, daß er sie verkaufte — um ein Linsengericht. So lange die Welt steht, ist noch nie — äußerlich betrachtet — ein so ungleicher Handel, ein so leichtsinniger Kauf abgeschlossen worden. Nie hat sonst ein Narr gelebt, der ein Königreich und eine einzigartige Weltstellung von sich und seinem Stamm um so niedrigen Preis weggeworfen hätte. Ein Linsengericht, d. h. eine gewöhnliche, gemeine Speise, zur Befriedigung eines augenblicklichen Bedürfnisses, zur Stillung einer momentanen Lust, war der ganze Gewinn für den ungeheuren Einsatz!

Wenn man den, der ein schönes Erbgut rasch vergeudet,

mit Recht einen leichtsinnigen Menschen nennt, so war Esau einer der leichtsinnigsten, die je gelebt haben. Von diesem Vorwurf ist er nicht zu reinigen, was immer man zu seiner Entschuldigung anführen mag. Ein Zug niederer Sinnlichkeit gieng durch sein Wesen und zog ihn herab, raubte ihm den Blick für geistige Güter und ewige Ideale, so daß für ihn nur das noch Werth hatte, was man genießen kann, was das Fleisch befriedigt.

Wie ganz anders steht Jakob da. Zwar ist es nichts weniger als löblich an ihm, daß er diesen ungleichen Handel provocirt und eingeht, daß er die schwache Seite und die augenblickliche Stimmung Esaus so unschön ausnützt. Es zeugt das von noch viel selbsüchtigem, ungeheiligtem Wesen seines Charakters. Allein es legt doch auch Zeugniß davon ab, daß sein Sinn unabläßig auf die großen Dinge gerichtet war, die mit der Erstgeburt verbunden waren. Eben in dem Maße als Esau diese ewigen Güter gering schätzte, liebte sie Jakob mit der ganzen Leidenschaft eines ideal angelegten Herzens. Seine ganze jugendliche Liebe und Begeisterung, sein ganzes Dichten und Trachten, das ganze Sehnen und Wünschen seines Herzens war auf diesen Punkt gerichtet. Er wußte ohne Zweifel durch seine Mutter, daß ihm von Gott das Erstgeburtserbe zugedacht war. Allein er war des langen Wartens müde und wollte nun bei erster Gelegenheit auch äußerlich die Sache zur Klarheit bringen und vor Menschen sein Recht feststellen. Wir werden später sehen, wie wenig ihm diese Ungeduld und seine Selbsthülfe nützte, wie viel sie ihm dagegen schadete. Es ist zu allen Zeiten gut auf die Hülfe des Herrn harren. Mit Sorgen und mit Grämen Und selbstgemachter Pein Läßt Gott sich gar nichts nehmen: Es muß erbeten sein.

---

2. Allerlei Gedanken für allerlei Leute.

Die hl. Schrift sagt, diejenigen seien die rechten Abrahamskinder, die Abrahams Glauben haben. Demnach sind die, welche in Esaus Sinn wandeln, auch die eigentlichen Esauskinder. Die Geistesrichtungen erben sich seit Kain und Abel fort und haben zu allen Zeiten ihre Vertreter.

Die heil. Schrift spricht uns von einem Erstgeburtsrecht der Heiligen. Worin besteht es? Es besteht in der Gotteskindschaft und in einer Gotteserbschaft. Durch lebendigen Glauben an Christum, unsern Erlöser von Sünde und Schuld, werden wir in sein Leben eingepflanzt und seines Geistes theilhaftig. „Derselbe Geist gibt Zeugniß unserm Geiste, daß wir Gottes Kinder sind". Durch ihn können und dürfen wir rufen: „Abba, lieber Vater." Es gehört nun offenbar nicht viel Verstand dazu, um bei etwas Nachdenken zu erkennen, daß das doch etwas über alle Maßen Herrliches ist, daß wir hilflose, heimatlose, unglückliche Menschen mit dem heiligen, großen Gott in ein so nahes, inniges Verhältniß treten dürfen, wie das eines Kindes zum Vater. Welch' eine Herrlichkeit, welch' unausdenkbares Glück, welch' selige Hoffnung, welch' süßer Trost liegt doch in diesem Gedanken, in diesem Glauben, in diesem Bewußtsein! Dieses Verhältniß schließt kurzweg alles in sich, was der Mensch braucht für Zeit und Ewigkeit. Es ist der allerhöchste Adel, den es geben kann. Petrus bricht bei diesem Gedanken in seinem ersten Briefe in die Worte aus: „Ihr aber seid das auserwählte Geschlecht, das königliche Priesterthum, das heilige Volk, das Volk des Eigenthums." Und Johannes sagt: „Er hat uns zu Königen und Priestern gemacht vor Gott und seinem Vater." Das Erstgeburtsrecht der Gotteskindschaft, das uns allen angeboten wird, enthält

eine königliche Stellung, königliche Hoffnung, königliche Ehre und Herrlichkeit.

Dies ist aber nur eine Seite. Paulus sagt ferner im Römerbrief: „Sind wir denn Kinder, so sind wir auch Erben, nämlich Gottes Erben und Miterben Christi.“ Das ist auch ganz natürlich, denn was der Vater besitzt, gehört den Kindern. — Was haben wir uns aber unter diesem göttlichen Erbe zu denken? Was sagt die heilige Schrift davon?

Vor allem verspricht sie uns eine Heimat. Wir sind auf Erden Gäste und Fremdlinge und haben hier keine bleibende Wohnstatt. In der Zukunft liegt sie, und dort sollen wir sie suchen. Diese einfache Wahrheit des Wortes Gottes ist so handgreiflich wahr, daß auch der härteste Zweifler ihr nicht widersprechen kann. „Wir sind hier Fremdlinge und haben keine bleibende Statt.“ Zugleich trägt aber jeder Mensch den unvertilgbaren Zug im Herzen, sich eine Heimat zu schaffen. Sei die Heimat auch noch so bescheiden; sei sie ein einfaches Kämmerlein, eine Blätterhütte, wenn es nur ein Ort der Ruhe vor der Welt ist. Dieser Zug ist so mächtig in jedes Menschen Herz, daß man sagen kann, das Heimatsgefühl gehört zum Wesen des Menschen. So schön und herrlich aber auch die sogenannte irdische Heimat sein mag: befriedigt hat sie noch niemand. Auch die köstlichste Heimat auf Erden genügt dem Menschen nicht, wenn sie auch keinen andern Mangel hätte als den, daß sie eben nicht bleibt, daß sie vergänglich ist, und wir sie verlassen müssen. Wie schwer ist doch das Menschenherz zu befriedigen! Auf Erden ist noch kein einziges ganz gestillt und befriedigt worden. Die Bedürfnisse unseres Herzens weisen uns von selbst über diese Welt hinaus. In dieser Welt hat jeder Mensch, auch der glücklichste, ein Gefühl der Heimatlosigkeit. Dieses Gefühl kann stärker oder schwächer sein, kann selbst zeitweise

ganz verdrängt werden, aber da ist es, und bricht oft ungerufen wieder mächtig hervor. Wir sind eben nicht für die Fremde mit ihrem Leid und Weh, nicht für die Heimatlosigkeit, sondern für eine selige Heimat und ein großes Kindesglück geschaffen. Der Mensch mit seinem Leid, seinen Bedürfnissen, seinem ungestillten Sehnen ist selbst der beste Beweis für die Wahrheit der heil. Schrift von einem ewigen Leben.

Eine Heimat also verspricht die heil. Schrift vor allem als göttliches Erbe. Und welch' eine Heimat! „Ein Haus nicht von Menschenhänden gemacht, einen Bau von Gott erbaut, der ewig, also bleibend, ist im Himmel." Eine Wohnung im Vaterhause Gottes, eine vom Herrn bereitete Stätte. Johannes beschreibt uns in Offenbarung Cap. 21 die Gottesstadt ein wenig. Es ist dort das Herrlichste und Köstlichste, was die Erde bietet, zusammengestellt, um uns einen Eindruck zu geben von dem Glanze und der Herrlichkeit unserer ewigen Heimat. Gold, Perlen, Edelstein, Kristall sind als Material genannt, womit die heil. Schrift uns gewissermaßen auffordern will, das Reichste und Herrlichste, was die kühnste Phantasie zusammenstellen und sich einbilden kann, uns zu denken, um einen Begriff von der Pracht unserer bleibenden Wohnung, unserer wirklichen gottbestimmten Heimat zu bekommen. Wer sich die Mühe gibt, ein wenig zu studiren, was die heil. Schrift von unserer ewigen Heimat sagt, der kommt unwillkürlich dazu, daß er ausruft: Das ist es, was ich brauche, was ich begehre, was ich unbewußt suchte, das befriedigt mich; wenn mir das zu Theil wird, dann bin ich glücklich.

Aber nicht nur die vollste Befriedigung des Heimatgefühls gehört zu unserem göttlichen Erbe, sondern noch eine Fülle anderer herrlicher Gaben. Wir wollen nicht davon reden, daß „sie dort weder hungern noch dürsten wird; daß nicht auf sie fallen wird die Sonne noch irgend eine Hitze;

daß der Tod nicht mehr sein wird, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerzen; daß Gott selbst abwischen wird die Thränen von den Augen derer, die geweint haben.“ Wir wollen auch nicht davon reden, daß „nicht dort hinein gehen wird irgend ein Gemeines, sondern nur solche, die ihre Kleider gewaschen haben im Blute des Lammes;“ — daß nur die edelsten Menschen, die über die Erde giengen, dort unsere Gesellschaft bilden werden; wollen nicht von dem Glücke des Wiedersehens unserer selig verstorbenen Lieben, nicht von der Ruhe des Volkes Gottes, „wo ihnen sein wird wie den Träumenden,“ noch von vielen andern köstlichen und tröstlichen Andeutungen der heil. Schrift reden. Wir wollen vielmehr nur ein kurzes Wort von dem Glücke, das alles zusammenfaßt, sagen nach dem Worte des Apostels im Korintherbrief, wo er sagt: „Was kein Auge gesehen, und kein Ohr gehört, und in keines Menschen Herz gekommen ist, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieben.“ Paulus durfte einmal in das Heiligthum Gottes schauen, „und hörte (und sah) unaussprechliche Dinge, die kein Mensch aussprechen kann.“ Er konnte es selbst nicht sagen noch beschreiben. Er konnte nur sagen: Was nie ein Auge auf Erden gesehen von Pracht, Reichthum, Glanz und Herrlichkeit; was nie ein menschliches Ohr gehört, von seligen Tönen, von herrlichen, himmlischen Harmonien; was nie auch nur ahnend in ein Menschenherz gekommen ist, von Glück, von Freude und seliger Wonne: Das hat Gott seinen Kindern bereitet. „Ewige Freude und Wonne wird über ihrem Haupte sein.“ Der Herr Jesus selbst vergleicht die Freude des ewigen Lebens mit „einer Hochzeit, die der König seinem Sohne macht,“ wobei jeder Gerettete das Glück der königlichen Braut empfinden wird. Da wird jeder „volle Genüge“ haben; sein Glück wird größer sein, als er es fassen kann. Da wird jeder mit den herrlichen Gütern seines Hauses gesättigt sein, „wenn er erwacht nach seinem Bilde.“ Ein Strom seliger, nie empfundener Harmonie wird das ganze

Wesen des Menschen durchströmen; eine nie geahnte Harmonie wird alle Seligen verbinden. Kein Mißton wird mehr gehört werden in den weiten Reichen des neuen Himmels und der neuen Erde.

Das ist ein schwaches Bild von dem Erstgeburtsrecht des neuen Bundes.

Man sollte nun erwarten, daß wenn man einem unbefriedigten, beschwerten, seufzenden Geschlecht, wie das unsrige ist, solche Anerbieten macht, solche Hoffnungen in Aussicht stellt, — es begierig zugreifen und dankbar dem barmherzigen Gott entgegen gehen würde. Man sollte meinen, solch' selige Aussicht müsse jedes Menschenherz begeistern und hinreißen. Aber, siehe da, es wiederholt sich hier, was wir oben bei Esau so unbegreiflich fanden. Dieses große Gotteserbe, das jeden Menschen schon hier völlig glücklich machen und beseligen könnte, wird theils gleichgiltig mißachtet, theils frech höhnend verachtet. Esau war ein leichtsinniger Thor, aber seine Gesinnungsgenossen in der Christenheit sind das um so mehr, je mehr sie von Jugend auf mit den großen Gütern des Reiches Gottes bekannt gemacht worden sind. Wir haben oben von Esau gesagt, nie habe Jemand — äußerlich betrachtet — solch' einen leichtfertigen Handel abgeschlossen, wie er. Und jetzt müssen wir sagen, daß — vom christlichen Standpunkt aus betrachtet — weitaus die meisten Menschen ihm gleichen. Sein Handel ist ja sprüchwörtlich geworden für das Preisgeben unserer ewigen Güter um kurze Sinnengenüsse dieses Lebens. Gegen die uns zugedachte Herrlichkeit des ewigen Lebens, sowie gegen den Trost und Frieden, den ein Kind Gottes schon in diesem Leben genießt, ist ja alles Andere, was die Erde bieten kann, gewiß nur ein Linsengericht, — „darunter das Herze sich naget und plaget, und dennoch kein wahres Vergnügen erjaget." Freilich, wenn man sieht, mit welcher

zügellosen Begierde unser Geschlecht von Fest zu Fest, von Vergnügen zu Vergnügen jagt; wenn man sieht, wie der Lust des Genießens alles geopfert wird, Zeit, Geld, Gesundheit, Familienglück, Zukunft: so sollte man glauben, — und viele junge Leute glauben es, — daß das Herz wirklich die tiefste Befriedigung dabei finde. Wohl kommt auch das Herz in einen Taumel hinein, der ihm oft lange die Wirklichkeit verbirgt, aber es wird dennoch immer leerer, öder, friedeloser und sieht oft erst ein, wenn es zu spät ist, daß es alles verloren hat; oder es verfällt in Bitterkeit und Murren, und klagt andere an für das, was es selbst verschuldet hat. „Esau suchte Buße mit Thränen," aber es war zu spät. Wie glücklich und froh könntest du sein, wenn du dein Herz deinem Gott schenken, und von ihm annehmen wolltest, was er dir anbietet! Sterben müssen wir alle. Aber es muß ein entsetzliches Erwachen sein, wenn man sieht, was man hätte erlangen können, und durch Leichtsinn alles verloren hat.

Es hilft aber wenig, wenn wir hier in Klagen ausbrechen über ein leichtsiniges Volk, das nichts Besseres hat und kennt, als was dieses arme Leben ihm bietet. Ich halte auch die leichtsinnige Masse nicht für den schuldigsten Theil der Menschheit. Etwas muß der Mensch haben, um seine Langeweile zu vertreiben, oder sein Elend zu vergessen. Wer nichts Edles hat und kennt, begnügt sich mit Gemeinem. Ich halte den ernsteren, christlichen Theil der Gesellschaft, die Pfarrer voran, für den schuldigeren, ja für den besonders schuldigen Theil an diesem großen Abfall, an diesem tiefen, tiefen Elende.

Ich sage, die Pfarrer voran. Noch bis vor wenigen Jahrzehnten war der Pfarrherr, der „Reverend," ebenso sehr geachtet, als er jetzt, wenigstens vielerorts, verachtet ist. (Dies halte ich für kein Unglück. Es wird nun doch bald wenigstens niemand mehr Pfarrer, der nicht aus Ueberzeugung dazu gedrungen, und bereit ist Christi Schmach zu tragen.) Die

Pfarrer sind aber eben doch selbst an diesem Zustand schuld. Es ist doch etwas gar zu Erbärmliches, wie an unzähligen Orten das Pfarramt angesehen und ausgeübt wird. Ich war 16 Jahre alt, als ich in dem württembergischen Oberamtsstädtchen K. den Herrn Stadtpfarrer kennen lernte. Er war stets der Erste und der Letzte in der sogenannten „Gesellschaft,“ wo beim Bier die Honoratioren des Städtchens sich bis spät in die Nacht hinein die Zeit mit Kartenspiel und Billard vertrieben. Er wurde damals nur von Einem im Biertrinken übertroffen, sonst konnte er jeden „unter den Tisch“ trinken. Zwanzig Jahre später, nachdem ich indessen selbst Pfarrer geworden, mußte ich auf der Reise in meine Heimat in demselben Städtchen übernachten. Als ich in das Gasthaus trat, saß derselbe veritable Stadtpfarrer wieder am Gesellschaftstisch oben an, wie einst vor 20 Jahren. Ich hatte das Glück, diesen Mann nie predigen zu hören, obgleich ich Gelegenheit dazu gehabt hätte. Das Wort des gewandten Spötters Heine klang mir, so oft ich diesen Mann sah, in den Ohren: „Ich weiß, sie trinken heimlich Wein und predigen öffentlich — Wasser.“ Ich empfinde aber tiefes Mitleid mit einer kleinen Stadtbevölkerung, die mit einem solchen Hirten gestraft ist. Kann man sich da noch wundern, wenn ein geistig so verwahrlostes und verschmachtetes Volk sich eben an das hängt, was vor Augen ist, und einem ewigen Gut den Rücken kehrt, weil es dasselbe nicht kennt, oder weil ihm etwa gelegentlich davon gesprochen wird von einem, der selbst lieber — Linsen ißt?

Man sage mir nicht, das sei eine vereinzelte Erscheinung in unserer Zeit Es gibt solcher Knechte noch mehr, als man glaubt. Es gibt aber auch noch andere Arten. — Dort sitzt ein Pfarrer auf einem Bauerndorfe. Er kennt alle seine Pfarrkinder mit Namen, weiß auch etwa, wie reich jedes ist an Ochsen, Kühen und Schafen. Weiter aber weiß er von ihnen nichts, und will nichts wissen. Er sitzt in seinem

Studierzimmer, raucht die lange Pfeife, pflanzt im Pfarrgarten seinen Kohl, liest und studirt nebenbei viel, weil er hofft, doch einmal Stadtpfarrer zu werden, und er dann vor einem gebildeten Publikum gelehrte Predigten halten müsse. Am Sonntag predigt er dann Dinge, die niemand versteht und die niemand interessiren, Gedanken, die wie schöne Seifenblasen über den Köpfen der Zuhörer wegfliegen. Als Kind mußte ich mit den Dorfschulknaben jeden Sonntag in die Kirche. Unsere Plätze waren hinter dem Altar im Chor. Vor uns die Frauen und über ihnen, auf den Gallerien, die Männer. Da waren einige unverwüstliche Schläfer, die oft so schnarchten, daß wir Buben Mühe hatten, uns zu halten. Wohl hat zuweilen der Schulmeister von der Orgel aus hinübergestikulirt, daß man die Schnarcher doch wecke. Aber da war niemand, der ihm zur Hilfe kam, — sie schliefen alle ringsum.

Freilich hat nicht jeder Pfarrer die Gabe, frisch, populär und packend zu reden. Nicht jeder ist ein Ludwig Hofacker, der mit feurigem Wort die Herzen fassen und mit seliger Begeisterung die Herrlichkeit des Christenberufes predigen kann. Erst kürzlich erzählte mir eine Dame von einem lieben, christlichen Pfarrer eines Waadtländer Dorfes, der nichts ausrichte. Die Leute seien aber auch so ungebildet, daß es dem Pfarrer ganz unmöglich sei, auf das Niveau ihres Verständnisses herunter zu steigen! — Ein solcher Pfarrer thäte nun aber gewiß besser, sich und seine armen Zuhörer nicht länger zu plagen, sondern irgend etwas zu werden, wobei er verstanden würde, etwa Professor der höheren Beredtsamkeit.

Aber wozu studiren denn die Pfarrer so viel und so lange? Doch nicht, um zu lernen, wie man dem Volke, für das sie doch zunächst da sind, unverständlich wird? Sollte es wirklich so sehr schwer sein, dem Volke verständlich zu reden? Gewiß nicht. Das Volk ist gescheidter, als man gewöhnlich glaubt, oft gescheidter, als der gelehrte Pfarrer, dessen Predigten es meistens ganz gut taxiren kann. Auch das Volk

weiß, was eine gute oder schlechte Predigt ist. Redet den Bauern von Dingen, die sie interessiren, und sie verstehen euch sofort. Hat der Mann noch kein Interesse für das, was auch für ihn das Wichtigste ist, so muß man in Liebe dieses Interesse wecken. Der Pfarrer hat studiren gelernt. So studire er doch das Menschenherz und Gottes Wort, das so einfach und praktisch redet; er bitte um Weisheit und vor Allem um Liebe, dann wird's gehen. Das Volk merkt sofort, ob der Pfarrer „von der Liebe Christi getrieben," in heiligem Ernst um die Seelen ringt, ob sein Herz dabei ist, ob er selber warm ist, ob er es bei seinem Ernst gut mit dem Volke meint und sein Heil brünstig sucht, oder ob er nur die Predigt „thut," damit die Arbeit wieder für eine Woche gethan ist. — Noch andere Pfarrer gleichen Kunstgärtnern. Sie bringen jeden Sonntag eine so feingearbeitete, duftende Predigt vor ihr gebildetes Publikum, daß zwar jeder gebildete Hörer gern daran riecht, sich erquickt, aber — eben nur daran riecht. Ein Bouquet kann man ja nicht essen. Das Volk aber bedarf geistiger Nahrung. Werden wir doch einfach und praktisch. Ich bin weit entfernt, einem oberflächlichen Dilettantismus, einem unstudirten Schwätzen das Wort zu reden. Aber das Volk braucht weniger Blumen und mehr praktische Speise. Item, wir Pfarrer tragen die Hauptschuld an dem Abfall der Christenheit, an dem Wegwerfen der herrlichen Güter des Reiches Gottes um eitle Weltlust von Seiten des Volkes. Darum dürfen wir uns nicht beklagen, wenn „das Gericht anfängt am Hause Gottes."

Nächst den Pfarrern trägt aber auch das christliche, gläubige Volk einen großen Theil der Schuld. Es achtet selbst sein Erstgeburtsrecht zu wenig, und hängt deßhalb sein Herz mehr oder weniger stark an die Linsengerichte dieser Welt. Die Herrlichkeit unseres himmlischen Erbes übt nicht mehr die Kraft auf die Herzen unserer Christen aus, die sie ausüben soll. Die Christen sind

weltförmig und oft recht weltselig geworden. Es ist die große Lüge unserer Zeit, Weltliches und Christliches ungeschieden bei sich zu beherbergen. Man möchte doch auch an dem lockenden Tisch, den die Welt ihren Kindern so reizend deckt, nicht ganz leer ausgehen. Es gibt heute mehr gläubige Christen, als es wohl je auf Erden gegeben hat. Aber die Qualität hält mit der Quantität nicht Schritt. Die Liebe, die keusche innige Liebe zum Herrn, ist schon stark im Erkalten begriffen. Graf Bismarck sagte einmal, zur Konfliktszeit, seiner Kammer-opposition: „Ja, meine Herren, wenn Worte Geld wären, so könnten wir uns nicht über Sie beklagen." So können wir heute unsern Christen zurufen. Wenn schöne Worte christliche Thaten wären, dann könnte man sich nicht über unsere Christen beklagen. Die Sprache Kanaans ist rasch gelernt, und viele Leute meinen, sie seien um so vollkommener, je besser sie über christliche Dinge, über innere Erfahrungen, die sie glauben gemacht zu haben, reden können. Wie viel Einbildung, Selbsttäuschung, Selbstgefälligkeit und unlauteres Wesen dabei unterläuft, wie wenig nüchternes, ernstes, bewährtes Glaubensleben im Grunde vorhanden ist, davon gibt das tägliche Leben leider oft die traurigsten Beweise. Unser christliches Leben nimmt immer mehr einen erkünstelten Charakter an, und unsere Christen werden oft von Jugend auf zu diesem unnüchternen Wesen erzogen. Viele haben „den Namen, daß sie leben, und sind todt." Das ist aber auch vielen die Hauptsache, den Namen zu haben. „Das Reich Gottes besteht aber nicht in Worten, sondern in Kraft," und diese Kraft des Glaubens und der Liebe, „der Liebe, die alles verträgt, alles glaubet, alles hofft, alles duldet, die nimmer aufhört," die nicht zu überwinden ist, die spürt man so wenig allerwärts. Das wissen und fühlen auch die Weltleute, und verachten daher so wortfromme und liebesarme Christen. — Siehe dir in deiner Umgebung den ersten besten Mann, die Frau, die Tochter, das Dienst-

mädchen, die zu einer christlichen Gemeinschaft halten, einmal genauer an. Du wirst alsbald sehen, daß sie in ihrer Gebetsstunde, oder „Erfahrungsstunde" rc. ganz andere Leute sind, als in ihrer Familie, in ihrem Berufe, in ihrer Küche u. s. w. Da genügt eine Kleinigkeit, um zu beweisen, daß dieselbe Person, die so schön andern vorbeten kann, so viel von Liebe, Geduld und schönen Erfahrungen zu reden weiß, sehr lieblos, ungeduldig, grob, neidisch, zornig sein kann. Auch hierin gibt es natürlich Ausnahmen. Doch sind die Christen der Kraft selten. Möge der Herr durch seinen belebenden und läuternden Geist bald helfen, und die Christen unserer Zeit wieder recht zum Licht und zum Salz der Welt machen!

Wir haben also gesehen, daß es in unserer Zeit noch viele Esaus gibt, die ihr herrliches Erstgeburtsrecht um schnöde Erdenlust preisgeben; daß daran aber hauptsächlich die geistlichen Hirten des Volkes, und der laue Zustand der Heerde Christi schuld ist. Wir müssen, ehe wir dieses Kapitel verlassen, noch einige kurze Gedanken laut werden lassen.

---

3. Entschuldigungen.

Gibt es für Esau und Seinesgleichen eine Entschuldigung? — Seitdem die Sünde in die Menschheit eingedrungen ist, haben die Menschen auch die Neigung und das Bedürfniß, sich zu entschuldigen, d. h. die Schuld von sich abzuwälzen. Damit fieng Adam nach dem Sündenfall an, und Eva folgte gleich seinem Beispiele. Und so ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. Ein Strom von Entschuldigungen soll jeden Tag die Fehler der Menschen gegen einander und gegen Gott wegwaschen. In keinem Stücke ist der Mensch von Natur so klug und so erfinderisch, als in dem, seine Fehler zu entschuldigen; in keinem tritt seine Lieblosigkeit,

ja seine Verdorbenheit so an den Tag, wie darin, seine Schuld von sich ab auf andere zu wälzen. In dieser Beziehung ist jeder Mensch ein geborner Advokat. Alles wird entschuldigt, vom geringsten Fehler bis zum größten Verbrechen. Alles läßt sich entschuldigen, nach der Ansicht der Schuldigen und mit der bösen Kunst des bösen Herzens. Was Wunder, daß der Mensch lieber zu dem bequemen Mittel der Entschuldigung greift, als zu dem demüthigenden der Selbstanklage und des offenen Bekenntnisses seiner Schuld!

Wir wissen nicht, womit Esau seine Thorheit entschuldigt hat, wir wissen aber, wie seine Nachfolger ihn und sich entschuldigen, und wollen nur zwei solcher Entschuldigungen hervor heben.

Esau habe die ganze Tragweite seines Erstgeburtsrechtes nicht gekannt, — und müde und hungrig von der Jagd kommend, sei er der Versuchung des Hungers und der List des Bruders unterlegen.

Ich glaube auch, daß Esau die ganze Herrlichkeit seines Erstgeburtsrechtes nicht gekannt hat, sonst hätte er sie nicht so verachten können. Ebenso glaube ich, daß die Menschen, die heute über die Erde gehen und ihr neutestamentliches Erstgeburtsrecht verachten, dasselbe nicht recht kennen. Die Frage ist aber die, ob in diesem Stücke Unkenntniß eine Entschuldigung oder nicht vielmehr eine doppelte Schuld ist. Das Wichtigste soll eben jeder Mensch kennen. Esau hätte, so gut wie Jakob, die Bedeutung des Erstgeburtsrechtes kennen können. Er hatte Gelegenheit, sich darüber zu unterrichten, und wird gewiß viel darüber gehört haben. Unwissenheit kann eine Entschuldigung sein für den, der keine Gelegenheit hatte, sich über das Eine was Noth ist zu unterrichten. Christus führt ja diesen Grund auch an in seiner Fürbitte für seine Feinde: „Sie wissen nicht was sie thun.“ Dieser treue Hohepriester wird einst, als Richter der Lebendigen und der Todten, auch diesen Entschuldigungsgrund nicht

vergessen, sondern ihn für Heiden, Juden und Christen da anwenden, wo er am Platze ist. Wir aber sollen uns doch hüten, die Lauheit und Kälte unseres Herzens gegen den Herrn, oder die Verachtung seiner ewigen Reichsgüter so leichthin entschuldigen zu wollen. Der Herr selbst warnt uns davor. Luc. 14, 16—24.

Auch die andere Entschuldigung, — Esau sei in dem schwachen Augenblick, als er müde von der Jagd kam, der List des Jakob unterlegen, und die Strafe, die ihm dafür geworden, sei ungerecht, — ist ebensowenig stichhaltig. Wir würden es aber nicht der Mühe werth achten, dabei uns länger aufzuhalten, wenn wir nicht bei den Christen unserer Tage manchen ähnlichen Ansichten über ihr Thun begegneten. Daß Gott einen sonst „guten" Menschen ewig verdammen könne, weil er in den schwachen Stunden seines kurzen Erdenlebens sich dieser oder jener Lust hingab, diese oder jene böse Handlung begieng, — das wird ja von Tausenden als ungerecht, unmöglich, oder als boshafte Erfindung der Geistlichen verschrieen. Von wie viel Unverstand über das Christenthum, über das Verhältniß zwischen Gott und Mensch, zeugen aber diese und ähnliche Ansichten!

Esaus innere und äußere Enterbung war nicht veranlaßt durch jene „schwache Stunde." In jenem Augenblick trat vielmehr nur zu Tage, was bisher in seinem Herzen verborgen lag. Er verachtete seine Erstgeburt, und deßwegen wurde er von Gott verworfen und Jakob ihm vorgezogen. In jener Versuchungsstunde aber wurde seine Mißachtung und Geringschätzung der herrlichen Gottesgüter auch äußerlich offenbar.

Wir sollten hier ein langes Kapitel

4. Ueber die Versuchungsstunden

folgen lassen. Wir wollen uns aber kurz zu fassen suchen. Jeder Mensch hat seine Versuchungsstunden, darum wird

auch jeder wissen, was man darunter versteht. Warum aber läßt sie Gott zu? Welches ist ihr Zweck? Ihr Zweck ist Besserung, oder Gericht. Der Herr lehrt uns bitten: „Führe mich nicht in Versuchung." Er ermahnte seine Jünger zum Gebet, „auf daß sie nicht in Anfechtung fallen." Der Herr hat öfters den Gedanken ausgesprochen, es müsse alles offenbar werden, und das meinte er nicht nur vom letzten Gericht, sondern schon hier in unserm Leben. Was noch, uns und andern verborgen, Böses in unserm Herzen steckt, das muß, zunächst uns selbst, offenbar werden, damit wir entweder mit bewußtem, freiem Willen und Gebet uns davon scheiden (denn der Herr befreit uns nicht davon ohne unsern Willen), oder aber, daß wir mit bewußtem, freiem Willen es beibehalten, und einst im Gericht, das wir uns dadurch zuziehen, keine Entschuldigung haben.

Uns das verborgene Böse aufzudecken, dazu benutzt der Herr zwei Mittel: Das Wort Gottes — und die Versuchungen. Wer sich nicht durch das heilige Wort des Herrn unter dem Walten seines Geistes durchrichten, des Herzens Grund aufdecken, zerschlagen und heilen läßt, bei dem können die Versuchungen das noch bewirken, jedoch in schmerzlicherer Weise. Die heilige Schrift liefert dazu die schlagendsten Beispiele. Der Apostel Johannes wurde das, was er war, nur durch das Wort seines Meisters, und durch das Anschauen seiner Herrlichkeit. Bei ihm gieng es nicht durch schmerzliche Kämpfe, Versuchungsstürme, Fallen und Aufstehen. So gieng es aber bei Petrus. Dieser herrliche Mann, voll Glaubens und feuriger Liebe zu seinem Herrn, ließ sich weder durch die liebenden noch durch die strafenden Worte seines Meisters von seinem unheiligen Selbstvertrauen heilen. Die Versuchung und ein schmerzlicher Fall mußten es thun. Der Herr hat für ihn gebeten, nicht, daß er nicht falle, nicht, daß er nicht versucht werde, — dies war, wie der Herr wohl sah, das einzige Mittel sein Herz zu zerbrechen;

aber er betete für ihn, daß sein Glaube nicht aufhöre, daß er nach dem Falle wieder aufstehe. Jetzt war er geheilt. Jetzt sagt er nicht mehr mit hochmüthiger Selbstverblendung: „Wenn sich auch alle an dir ärgern, so will ich mich doch nicht an dir ärgern," sondern er antwortet jetzt mit tiefer Demuth: „Herr du weißt alle Dinge, du weißt, daß ich dich lieb habe." Auf die Frage: „Hast du mich lieber, denn mich diese haben?" antwortet er nur: „Du weißt, daß ich dich lieb habe." Er überhebt sich nicht mehr über die andern Jünger. Die Versuchung hat an ihm ihren segensvollen Zweck erreicht.

Doch nicht alle Versuchungen liefern ein so schönes Resultat. Darüber nur noch ein Beispiel, — das des Judas. Judas war Apostel. Auch er hatte mit Begeisterung alles verlassen und sich dem Herrn angeschlossen. Er hielt sich 3 Jahre lang äußerlich musterhaft, so daß die Apostel, als der Herr ihnen sagte: „Einer unter euch wird mich verrathen," nicht im Entferntesten dachten, das sei Judas, sondern, jeder eher an sich dachte, jeder fragte: „Herr bin ich's?" Der Herr allein kannte ihn. Johannes sagt uns das Geheimniß seines Herzens: „Er war ein Dieb, und hatte den Beutel, und trug, was gegeben ward." Joh. 12, 6. Judas war also der Kassier für die Haushaltung des Herrn und seiner Jünger. Ein großes Ehrenamt. Ist es nicht merkwürdig, daß gerade dem Judas dieses Ehrenamt zufiel? Er hatte bei aller Begeisterung für den Herrn, eine geheime Liebe zum irdischen Gut, zum Erwerben und Besitzen in die Nachfolge Jesu mitgebracht. Davon hätten ihn die lieblichen und ernsten Reden des Herrn losmachen können, wenn er ihnen das Herz geöffnet, wenn er sie auf diesen Punkt hätte wirken lassen. Man sollte meinen, das eine Wort des Herrn: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, und litte Schaden an seiner Seele?" — hätte genügen sollen, ihn zu heilen. Er verschloß sein Herz dagegen.

Die Versuchung sollte ihre Arbeit thun. Er bekam den Beutel. Die Versuchung war täglich da; täglich konnte er widerstehen, oder fallen. Nach jeder Versuchung, nach jeder Untreue konnte der strafende Blick, das ernste Wort des Meisters sein Gewissen treffen, sein Herz zermalmen, ihn heilen. Seine Schuld war ihm gewiß offenbar. Warum wurde er nicht frei? Nun, er wird seine Sünde eben entschuldigt haben, wie das die meisten Menschen thun. Er hatte ja mit den Einkäufen manchen Gang mehr zu machen, als die andern Jünger. Dafür gebührte ihm doch eine Vergütung. Sind nicht die andern Jünger auch selbstsüchtig? Hat nicht Petrus gefragt: „Herr wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt, was wird uns dafür?" Hätte ein anderer die Kasse, so würde er sich wohl noch besser entschädigen. Der Herr wird wohl wissen, warum er mir die Kasse übertrug. So ungefähr denke ich mir die Entschuldigungen, mit denen jener unglückliche Apostel die Regungen seines Gewissens beschwichtigt haben und den Versuchungen immer auf's Neue unterlegen sein mochte. Diese bewußte Sünde zog ihn in's Verderben. Eine letzte Versuchung, ein letzter Fall, — und das Gericht war vollendet. Wie Esau in seinem Verhandeln der Erstgeburt äußerlich das Gericht über sich vollzog, das er längst innerlich ausgereift hatte: so vollzog Judas in seinem Verrath und Verkauf des Herrn das Selbstgericht, zu dem ihn sein bisheriges Leben hintrieb. Beides war ein Offenbarwerden und Vollenden der inneren sündigen Lebensentwicklung.

Kurz, wer sich durch das Wort und den Geist Gottes nicht strafen und erziehen läßt, bei dem soll die Versuchung Besserung oder Gericht herbeiführen. Auch eine sogenannte „kleine" Sünde kann, wenn wir uns nicht von ihr losmachen lassen, uns verwerflich und zum Gerichte reif machen.

III.

Eitel Sünde und Herzeleid.

1 Mose, Kap. 27.

1. Ein eigensinniger Vater und seine Strafe.

Dieses 27. Kapitel gibt uns eigentlich erst einen rechten Einblick in die inneren Beziehungen und Verhältnisse der Familie des Isaak und ihrer Glieder zu einander. Und diese sind recht trauriger Art. Es gehört aber zur Herrlichkeit des Wortes Gottes, daß es uns mit solcher Nüchternheit und Wahrheit auch die Sünden seiner Helden, hier das Verderben in einer Patriarchenfamilie, aufdeckt und straft. Ein jüdischer Sagenschreiber hätte dieses Kapitel nimmermehr geschrieben. Sehen wir vor allem den Isaak und sein Thun ein wenig an.

Eines Tages ruft er den Esau zu sich und sagt ihm: „Siehe, ich bin alt geworden, und weiß nicht, wann ich sterben soll. Nimm nun deinen Zeug, jage mir ein Wildpret, und mache mir ein feines Essen, wie ich es gerne habe, — — auf daß dich meine Seele segne, ehe denn ich sterbe."

Isaak hatte also Sterbensgedanken. Das ist nun nichts Böses. Wir sollen ja alle täglich unser Haus bestellt haben und zum Sterben bereit sein. Auch wäre es gut, wenn manche Menschen etwas öfter an's Sterben denken würden,

als sie das zu thun pflegen. — Es scheint mir aber beinahe, als sei es auch dem Isaak noch nicht besonders um's Sterben zu thun gewesen, sondern als habe er mit diesen feierlichen Worten eben seine Absicht, den Esau jetzt schon zum Erstgebornen einzusetzen, motiviren wollen. Nicht nur lebte er von da an noch einige Jahrzehnte (was er freilich nicht vorher wissen konnte), sondern besonders sein Appetit nach einem feinen, gewohnten Wildpret ließ nicht gerade auf Lebensgefahr bei ihm schließen. Er wollte eben endlich die zwischen den beiden Brüdern gährende Frage des Erstgeburtsrechtes zum Austrag bringen, und zwar nach seinem Willen. Er kannte den Willen Gottes in Bezug auf Jakob. Aber diese Offenbarung wurde ihm nicht direkt zu Theil, sondern nur durch Rebekka vermittelt, darum glaubte er sich darüber hinwegsetzen und seinen Lieblingswunsch in Bezug auf Esau nun ausführen zu können. — Den heftigen Einspruch der Rebekka fürchtend veranstaltet er die Sache heimlich mit Esau allein, nicht, wie es sich gebührt hätte, in feierlicher Familienversammlung. Er muß entschieden kein ganz gutes Gewissen dabei gehabt haben.

Dieser ungöttliche Plan wurde ihm in ebenso ungöttlicher Weise vereitelt, und der alte Mann mußte die schmerzliche Erfahrung machen, daß wer Mißtrauen säet, Betrug erntet, und daß es ein gefährliches und dazu nutzloses Beginnen ist, seinen eigenen Willen gegen den erkannten Willen Gottes durchsetzen zu wollen. Es war gewiß für Isaak eines der wehethuendsten Erlebnisse seines Lebens, in so grober Weise von Rebekka und Jakob hintergangen und betrogen zu werden. Um so mehr muß man sich wieder darüber freuen, wie Isaak, ohne zu murren, ohne loszubrechen, die Thatsache hintennach annimmt. Es scheint, er hat alsbald etwas Rechtes daraus gelernt. Sein Lieblingsplan ist vereitelt, dazu noch er schändlich hintergangen, — aber er schweigt! Er hat die Lektion verstanden!

Möchten auch wir sie verstehen. Gott hat gesagt: „O, daß du auf meine Gebote merktest, so würde dein Friede sein wie ein Wasserstrom, und deine Gerechtigkeit wie Meereswellen.“ Jes. 48, 18. Wer sich ehrlich prüft, wird sich gestehen müssen, daß er sich die schwersten Stunden seines Lebens selbst bereitet hat durch Eigenwillen und Ungehorsam gegen den Willen Gottes. Jeder Mensch hat seinen Eigenwillen und seine Lieblingspläne. Jeder möchte, daß sein Wille auch Gottes Wille sei. Oft kann ja, wie bei Rebekka in Bezug auf Jakob, beides zusammentreffen, aber dieser Fall ist immerhin selten. Meistens steht unser Wille mit Gottes Willen im Widerspruch. Da hilft dann kein Drehen und Deuten und Markten, kein Probiren und Durchsetzenwollen; da gilt es einfach, den eignen Willen brechen und sich fügen. Je bereitwilliger dies geschieht, desto mehr Segen, Frieden und Glück für dich. Wer aber Gottes Willen erkannt hat, und doch seinen eigenen, entgegengesetzten Willen durchdrücken will, der erlebt eitel Herzeleid und macht sich und auch oft andere unglücklich.

Schon das aber ist ein überaus tröstlicher Gedanke, daß wir wissen, unser Gott hat in Bezug auf uns und unsere Kinder einen Willen, einen guten, gnädigen, väterlichen Willen; einen Plan, der auf nichts anderes, als auf unser wirkliches irdisches und ewiges Glück abzielt. Sollte da nicht schon die einfache Klugheit uns gebieten, immer und vor allen Dingen nur zu trachten, daß wir Gottes Willen treffen, daß wir ihn nicht durchkreuzen? Ja, in den großen, wichtigen Schritten unseres Lebens, wie in den kleinen Angelegenheiten jeden Tages sollte das aufrichtige Gebet und Seufzen uns begleiten: „Nicht mein, sondern dein Wille geschehe“. Hierin liegt das Geheimniß unseres Friedens und Wohlergehens. W i r s i n d g l ü c k l i c h n a c h d e m M a ß e u n s e r e s G e h o r s a m s u n d d e r U e b e r e i n s t i m m u n g u n s e r e s W i l l e n s m i t d e m W i l l e n G o t t e s.

Wie gut war es doch, daß dem Isaak seine Absicht vereitelt wurde. Esau hätte ja nimmermehr ein Träger der Heilsgedanken Gottes werden können. Gewiß hat auch Isaak das bald eingesehen und Gott gedankt, daß er seinen Plan durchkreuzte. Anfangs aber mochte es ihn recht geschmerzt haben.

Geht es nicht uns in vielen Dingen auch so? Wie viele schöne Pläne, wie manche Lieblingswünsche werden uns doch vereitelt, oft wenn wir uns ihrer Erfüllung ganz nahe glauben! Ein direktes Eingreifen Gottes durch Umstände, oder ein indirektes durch Menschen, oft durch böse Menschen, macht nicht selten die schönsten Hoffnungen zu nichte. Und das thut Gott im Besonderen an denen, die er lieb hat, an denen ihm noch etwas gelegen ist. Den Gottlosen läßt er öfter seinen Eigensinn durchsetzen, zu seiner eigenen Strafe. Aber seine Kinder, auch die noch mangelhaften, überläßt er nicht ihrer Verblendung. Er verzäunt ihnen den Weg mit Dornen. Er hilft ihnen wieder zurecht. Er leitet sie auf rechter Straße. Er achtet auf ihren Weg. Aber wie thöricht benehmen sich häufig diese so treu bewachten Kinder! Auch sie klagen und murren, wenn ihnen ihr Eigensinn nicht durchgeht, wenn ihnen ein Lieblingswunsch vereitelt, eine irdische Hoffnung vernichtet wird. Um so mehr, wenn dies durch Menschen geschieht, gar durch solche Menschen, von denen man es nicht erwartet, von denen man das Gegentheil hätte erwarten dürfen. Gewiß gehören solche Dinge auch zu unseren schwersten Erlebnissen. Da reißt nicht selten auch dem Besten die Geduld. Und dennoch sollte es nicht so sein. — Wer mit dem Glauben Ernst macht, daß Gott in Christo sein Vater ist, und nur Gedanken des Friedens über ihn hat; daß sein Vater auch die Haare seines Hauptes gezählt und keines zur Erde fallen läßt ohne seinen Willen: der kann auch in solchen Prüfungen fest stehen, ruhig und getrost bleiben, dem Werkzeug, das Gott benützt, verzeihen, — seine Feinde lieben und für sie beten.

2. Eine verblendete Mutter und ihr Lohn.

Rebekka war auf ihrer Hut. — Sie merkt, was in Isaak vorgeht, sie ahnt seine Absicht, sie horcht und hört die Unterredung zwischen Isaak und Esau, sie kennt nun den Plan und macht sich alsbald daran, ihn zu vereiteln. Sie braucht List gegen List. Jakob muß zur Heerde eilen, zwei Ziegenböcklein holen, die sie, als gewandte Köchin, zubereitet, daß sie wie feines Wildpret schmecken. Jakob muß sie, in Esau's Kleider gesteckt und sonst noch nach Esau's Art aufgeputzt, dem Vater bringen, sich für seinen Bruder ausgeben und so den Segen des Vaters erlisten. Jakob macht zwar schüchterne Einwendungen, allein die Mutter beruhigt und ermuthigt ihn, und er thut es. Dem Vater kommen Zweifel, ob es Esau sei, aber Jakob, einmal im Feuer, lügt sich muthig durch, und die Sache gelingt vollständig. Jakob wird mit dem vollsten, herrlichsten Erstgeburtssegen gesegnet.

Die Freude über das Gelingen dieses Betruges dauert nicht lange. Esau kommt endlich auch mit seinem Wildpret. Da gibt es Staunen und Verblüffung bei Isaak, unheimliches Gefühl bei Rebekka und Jakob, schmerzliches Klagen und Weinen bei Esau, der wiederholt ausrief: „Segne mich doch auch, mein Vater." Von da an war Esau dem Jakob gram und schwur ihm aus Rache den Tod. Jakob mußte das Vaterhaus verlassen und lange Zeit das bittere Brod der Fremdlingsschaft essen.

Wie konnte doch Rebekka so thöricht und so sündig handeln? Läßt sich etwas zu ihrer Entschuldigung anführen? Nein, gewiß nicht. Ihr selbst wird es zwar an Entschuldigungen nicht gefehlt haben. Sie wußte, daß Gott den

Jakob zum Erstgebornen berufen hatte. Sie hörte, daß Isaak im Begriffe war, gegen Gottes Willen den Esau zu segnen. Da mochte sie wohl in große Herzensangst gerathen sein und gedacht haben, das müsse unter allen Umständen verhindert werden, nicht blos Jakobs wegen allein, sondern auch Isaaks wegen, der durch diesen Ungehorsam gegen Gottes Willen eine schwere Sünde begangen hätte. Gott hilft nicht, Gott schreitet nicht ein, darum, wird sie gedacht haben, muß ich einschreiten.

Aber hätte denn wirklich Gott nicht mehr helfen können? Er ließ allerdings die Noth auf's Höchste kommen. Aber wußte denn nicht Rebekka so gut wie wir, daß wo die Noth am größten, Gott am nächsten ist? Sie hat ja sonst zuweilen den Weg des Gebetes, des Ringens mit Gott, eingeschlagen, warum diesmal nicht auch? Er hätte sicherlich geholfen. Er hätte seine Zusage gehalten.

Wir wollen nicht mit ihr in's Gericht gehen. Es gieng ihr, wie es uns nur zu oft geht. Die Angst hatte ihr den ruhigen Blick des Glaubens verdunkelt, und *ihr gutes Recht* für Jakob hatte sie der Ungerechtigkeit des Vaters gegenüber der ruhigen Ueberlegung beraubt und sie zu sündiger Selbsthülfe fortgerissen. Sie wurde hart dafür gestraft. Ihr Liebling wurde für immer aus dem Vaterhause und ihrer Nähe getrieben. Sie sah ihn nie wieder auf Erden. Die schwerste Strafe für eine liebende Mutter.

Ja, unser Gott ist heilig und gerecht. „Welchem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern". *Ihre Sünde* stellte sich als Scheidewand zwischen Rebekka und ihr liebes Kind.

Aus dieser Handlung der Rebekka läßt sich allerlei lernen. Vorab könnte sie manche Leute lehren, daß das mißtrauische, neugierige *Horchen* sehr vom Uebel ist und nie zu etwas Gutem führt. Es ist zwar außerordentlich reizend zu erfahren, was andere Menschen von uns, oder über Dinge,

die uns nahe angehen, reden oder schreiben. Aber diese Neugierde zeugt immer von einem nicht ganz guten Gewissen, sowie von einem unrichtigen Standpunkte des Herzens zu dem Herrn und bringt in jedem Falle viel mehr Schaden, als Nutzen. Wäre Rebekka in kindlichem Glauben und Gottvertrauen gestanden, so hätte sie sich wenig bekümmert um das, was Isaak und Esau etwa planten. Sie hätte gewußt, daß „was Gott verheißen hat, das wird er auch thun", und sie hätte ihn sorgen lassen. Ihr Kaltwerden gegen Gott ließ sie in Mißtrauen fallen und verleitete sie zum Horchen und Spioniren. Sie hat sich schwer gestraft. — Dessenungeachtet macht es ihr, bis auf den heutigen Tag, so manche Rebekka nach. Wer aber im rechten Verhältniß zu seinem Herrn steht und ein gutes Gewissen hat, der kann ruhig sein, die Leute reden lassen, wissend, daß „wenn eines Menschen Wege dem Herrn wohlgefallen, so macht er auch seine Feinde mit ihm zufrieden" und bringt sie zum Schweigen. Die Neugierde in jeder Form, das sich Kümmern um anderer Thun und Lassen hat schon unendlich viel Böses verursacht und ist ein rechtes Krankheits-Symptom unserer Zeit. Viele Leute leben davon. Sie sind krank, wenn sie nichts erfahren können, das ihnen Stoff bietet, über andere Menschen zu klatschen. Was immer man hört, ist willkommen. Das Unglaublichste wird geglaubt und weiter kolportirt. Wer hat nicht schon darunter gelitten? Möchten Gotteskinder immer weniger Antheil nehmen an diesem teuflischen Thun! Auszurotten ist es ja nicht in dieser Welt. Wüßte aber mancher neugierige Klatscher, der mit mehr Lust als der Straßenkehrer seine unreine Arbeit thut, — wüßte er, wie manchen Schmerz, wie manchen Seufzer, wie manche Thräne seine Verleumdungen seinen Schlachtopfern verursachen, und welch' ein Gericht er sich damit zuzieht: er würde sich mit Schrecken von seinem Thun wenden, auch wenn er kein Christ ist.

Rebekka hat es bei ihrem Betrug jedenfalls gut gemeint, sie hat eine gute Absicht gehabt. Sie wollte damit an Jakob Gottes Willen ausführen. Aber wir sehen ferner aus ihrer Handlung, daß ein guter Zweck nicht ein schlechtes Mittel heiligt, auch wenn man mit einem schlechten Mittel einen guten Zweck erreichen könnte. Ebenso können wir lernen, daß es mit der guten Absicht, mit dem: „Ich hab's gut gemeint", nicht gethan ist. Wie viel Böses wird doch damit zu entschuldigen gesucht, daß man sagt, man habe es gut gemeint. Mit ihrer guten Meinung wollen sehr viele Leute in den Himmel kommen. Zwar sagt auch die heil. Schrift, der Herr sehe das Herz, d. h. die Gesinnung an. Und schon die alten Römer wußten, daß wenn zwei das Gleiche thun, es doch nicht das Gleiche ist. Es kommt bei jeder Handlung auf die Gesinnung an, aus der sie entspringt. Aber nimmermehr sollen wir eine böse Handlung durch eine gute Absicht entschuldigen wollen. Der heilige Gott läßt sich da nicht bestechen. Er richtet eben das Böse. Eine Lüge, ein Betrug bleibt eben Sünde vor Gott, auch wenn dadurch eine Mutter von dem Kinde, oder ein Kind von der Mutter ein großes Unheil abwenden könnte. Nicht meinen, nicht sich mit seiner guten Meinung trösten, sondern den heiligen Willen Gottes in allen Dingen thun, das ist unsere Pflicht und unser Glück.

Der Augenblick, in dem Isaak den Erstgeburtssegen dem Esau zuwenden wollte, war für Rebekka eine Glaubensprobe. Es schien, als wolle Gott nicht einschreiten, um das ungöttliche Thun des Isaak zu hindern. Rebekka bestand die Glaubensprobe schlecht. Ihr Unglaube wurde durch ihre böse Selbsthülfe im hellsten Lichte offenbar. Gott will jeden Menschen, der in seine Schule tritt, zu einem festen Glauben erziehen. Dazu benützt er die Glaubensproben. Immer neue Proben gibt er zu lösen auf und immer schwerere. Oft läßt er es auf's Aeußerste kommen, um un=

sern Glauben, wenn er Stand hält, herrlich zu krönen, oder um unsern Kleinglauben recht offenbar zu machen.

Das Traurigste in dieser ganzen Geschichte ist jedoch das innerlich zerstörte Familienleben, das sie uns offenbart. Die Familie soll eine Heimat der Liebe auf Erden sein. Die Liebe ruht aber auf der Achtung und dem Vertrauen. Ist die Achtung verloren, oder das Vertrauen zerstört, so ist auch die Liebe dahin, und das eheliche Leben wird eine Last, die schwerste Last. Es gibt unzählbare Ehen, wo alle äußeren Bedingungen zu einem vollen innigen Glücke vorhanden wären, und die doch tief unglücklich sind, weil das gegenseitige Vertrauen erschüttert oder die Achtung verloren ist. Und wie wenig gehört dazu, das eheliche Glück, diese zarte, keusche Blume, zu knicken. Die rechte eheliche Liebe gleicht einem Strom. Dort im Gebirge, wo er entspringt, ist er nicht breit und nicht tief, macht aber viel Geräusch. Man weiß noch nicht, was aus ihm werden wird. Je weiter man aber stromabwärts ihn verfolgt, desto breiter, tiefer und ruhiger sieht man ihn werden. Immer tiefer, immer stiller. Endlich tief genug, um die schwersten Lasten in's Meer hinaus zu tragen. So die rechte, treue Liebe. Viele Ehen gleichen aber einem Fluß, der, sobald er in's Thal tritt, sich theilt und in seiner Zerfahrenheit die ganze Gegend sumpfig, unangenehm und ungesund macht. Edle Pflanzen gedeihen dort nicht.

---

3. Ein schwacher Sohn und seine Züchtigung.

Die kläglichste Rolle in dieser unschönen Familiengeschichte spielt offenbar Jakob. Wie ein kleines Kind, was er doch nicht mehr war, läßt er sich von seiner verirrten Mutter auf den Irrweg führen, läßt sich schicken, läßt sich

gebrauchen und gehorcht. Nie war kindlicher Gehorsam schlechter angebracht als hier. Er macht zwar Einwendungen, doch nicht wegen des Unrechtes, nicht wegen der groben Sünde, die er gegen Vater und Bruder begehen soll, sondern nur wegen des etwaigen Mißlingens. „Mein Vater möchte mich begreifen und ich würde vor ihm geachtet als ein Betrüger, und brächte über mich einen Fluch und nicht Segen." Kapitel 27,12. Sonst hat er also keinen Skrupel gehabt. Ein Betrüger sein, das schien dem Jakob nicht sonderlich auf das Gewissen zu fallen, aber als Betrüger geachtet werden, das schien ihm arg.

Als ich noch in die Dorfschule gieng und eben das Lernen der 10 Gebote vollendet hatte, fragte uns der Lehrer, ob wir auch wüßten, wie das elfte Gebot laute. Niemand wußte es. Da sagte er uns, es laute: „Laß dich nicht erwischen!" Wir merkten uns leider dieses „Gebot" gleich am besten und beobachteten es nicht nur, wenn wir im Winter an einem schönen Sonntag Morgen lieber Schlitten fuhren, als in die eiskalte Kirche saßen, sondern auch, was als schwerste Sünde galt, wenn uns im Herbst die reich beladenen Apfelbäume in des Lehrers Garten reizten. Der liebe Gott möge ihm das „elfte Gebot" und uns die Befolgung desselben verzeihen! — Man könnte fast glauben, Jakob habe einen ähnlichen Lehrer gehabt. Jedenfalls scheint seine Mutter in gleichem Geiste an ihm gewirkt zu haben. Ihr ist es gewiß auch nicht hauptsächlich zuzuschreiben, daß aus ihm noch etwas Rechtes vor Gott wurde, ebenso wenig es das Verdienst jenes Lehrers ist, wenn nicht alle seine einstigen Schüler dem Verderben anheimgefallen sind.

Es ist etwas recht Trauriges und eine besondere Sünde unseres Geschlechtes, daß Gewissenhaftigkeit und Gottesfurcht immer mehr verschwinden, weil sie in der Erziehung mehr und mehr vernachlässigt werden. Das Prinzip der Nützlichkeit steht überall obenan. Die Früchte

dieses Prinzips zeigen sich schon reichlich und werden leider noch mehr zum Vorschein kommen. Der Schein regiert. Das Wesen schwindet. Noch will auch der Schlechte gut scheinen. Auch das wird noch anders werden, sobald das Gutsein keinen irdischen Profit mehr bringt. Jene Magd ist gewiß nicht einzig, die kürzlich ertappt wurde, als sie Wasser in die Milch der Herrschaft goß, nachdem sie dieselbe für sich abgerahmt hatte, und die dann bat, man möge es doch der Frau D. (von der sie abhängig ist) nicht sagen, diese könnte sonst glauben, sie sei ein schlechtes Mädchen. Es gibt zahllos viele Menschen, die nicht vom Himmel ausgeschlossen sein möchten, die auch einst selig zu sterben wünschen, die aber doch in der verzweifelten Herzensstellung sind, daß sie Lügen, Betrug, Untreue, Unsittlichkeit, Diebstahl — daß sie alle möglichen Dinge für ungefährlich halten, so lange sie den Schein des Gegentheils bewahren können, so lange sie nicht äußerlich darüber in Mißkredit kommen. — Wer hat dieses traurige Geschlecht erzogen? Wäre es nicht an der Zeit, da bald „ein Neues zu pflügen?" Was der heilige Gott denkt, wie Er einen beurtheilt, darüber läßt man sich keine grauen Haare wachsen. Wenn nur vor Menschen der Schein bewahrt wird, dessen man noch bedarf.

Vollends wird Jakob, in diesem Stadium seines Lebens, ein Typus unseres Geschlechts, wenn wir ihn sagen hören: „Ich möchte Fluch, anstatt Segen bekommen". Das heißt doch, in unsere Sprache übersetzt: das schlechte Mittel scheute ich nicht, wenn ich nur wüßte, daß ich den Zweck damit erreichte. Gibt es nicht viele Menschen, die zwar für ehrenhafte Leute gelten wollen, die jedoch kein Mittel scheuen, wenn es gilt, einen Gewinn zu machen? Die einzige Rücksicht, die sie noch walten lassen, der einzige Skrupel, der sie noch bewegen kann, ist, ob es auch gelingt, ob es nicht Schaden anstatt Nutzen bringt. Ist dieser Punkt aber einigermaßen sicher, so gehen sie getrost vorwärts, unbe-

kümmert darum, ob der Nebenmensch, der Bruder, dabei zu Grunde geht und ob Gott ihnen zürnet.

„Bist du mein Sohn Esau"? frägt der blinde Vater, und Jakob antwortet: „Ja, ich bin's". Es galt, nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben, und um zu Ende zu kommen mußte die gottlose Lüge als Hülfsmittel dienen: „das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären", sagt Schiller. Das Lügen und Betrügen ist man an gottlosen Weltmenschen gewohnt, und es befremdet einen nicht. Hier aber steht Jakob vor uns, den wir kennen lernten als den Menschen des Glaubens und der Sehnsucht nach Gott und seinem Heile. Und siehe, er steht nun da in Esau's Kleid, mit Esau's Händen, mit Esau's Herz, mitten in Lüge und Betrug. So soll es bei Gottesmenschen nicht sein. Und doch, wie viel Lüge, Unehrlichkeit, Weltwesen aller Art wird noch bei Christen gefunden!

Aber das Gericht fängt an am Hause Gottes. Der Herr nimmt es bei den Seinen genauer, als bei den Weltkindern. „Eure Rede sei ja, wo ein Ja hingehört, und nein, wo ein Nein hingehört", sagt der Herr. Und auch über die unnützen Worte wird er einst Abrechnung halten. Die Wahrheit ist das Göttliche, die Lüge ist teuflisch. Mit jeder Unwahrheit stellt sich der Mensch auf teuflisches Gebiet und unter des Teufels Macht. — Jakob mußte aus dem Vaterhause fliehen. Seine Sünde stellte sich zwischen ihn und die Heimat. Die Züchtigung folgt der Sünde auf dem Fuße. Gott ist heilig. — Möchte einst keine Sünde zwischen uns und unserem heiligen Gott, zwischen uns und unserer seligen Heimat stehen. „Draußen aber sind alle die lieb haben und thun die Lüge." Offb. 22, 15.

Die Lüge wälzt sich seit Jahrtausenden wie ein schwarzer Strom durch die Menschheit dahin und zerstört das Leben, den Frieden, die Freude, das Glück. Sie zerstört das Verhältniß zwischen Ehegatten, zwischen Eltern und Kindern,

zwischen Geschwistern, zwischen Herrschaften und Dienstboten, zwischen Christen. Die Lüge ist ein schleichendes Gift, das das Herz vergiftet, das Gewissen beschwert und Disharmonie in's Leben bringt.

Herr! habe Acht auf mich
Und reiß mich kräftiglich
Von allen Dingen!
Denn ein gefesselt Herz
Kann sich ja himmelwärts
Durchaus nicht schwingen.

Herr! habe Acht auf mich!
Schaff, daß mein Herze sich
Im Grund bekehre!
Trifft vom verborgnen Bann
Dein Auge noch was an,
Herr, das zerstöre!

IV.

Die Himmelsleiter.

Aber Jakob zog aus von Bersaba, und reisete gen Haran; und gelangte an einen Ort, da blieb er über Nacht, denn die Sonne war untergegangen. Und er nahm einen Stein des Orts, und legte ihn zu seinen Häupten, und legte sich an demselben Orte schlafen. Und ihm träumte, und siehe, eine Leiter war gestellt auf die Erde, die rührete mit der Spitze an den Himmel, und siehe, die Engel Gottes stiegen daran auf und nieder. Und siehe, der Herr stand über ihr und sprach: Ich bin der Herr, der Gott Abrahams, deines Vaters, und der Gott Isaaks; das Land, darauf du liegst, will Ich dir und deinem Samen geben. Und dein Same soll werden wie der Staub auf Erden, und du sollst dich ausbreiten gegen Abend, Morgen, Mitternacht und Mittag: und durch dich und deinen Samen sollen alle Geschlechter auf Erden gesegnet werden. Und siehe, Ich bin mit dir, und will dich behüten überall, wo du hinzeuchst, und will dich wieder herbringen in dies Land. Denn Ich will dich nicht lassen, bis daß Ich thue, was Ich dir geredet habe.

Da nun Jakob von seinem Schlaf aufwachte, sprach er: Gewißlich ist der Herr an diesem Ort, und ich wußte es nicht. Und fürchtete sich, und sprach: Wie heilig ist diese Stätte! Hier ist nichts anders, denn Gottes Haus, hier ist die Pforte des Himmels. Und Jakob stand des Morgens frühe auf, nahm den Stein, den er zu seinen Häupten gelegt hatte und

richtete ihn auf zu einem Mahl, und goß Oel darauf, und hieß die Stätte Bethel. Und Jakob that ein Gelübde und sprach: So Gott wird mit mir sein und mich behüten auf diesem Wege, den ich reise, und mir Brod zu essen geben und Kleider anzuziehen, und ich mit Frieden wiederkehre zu meines Vaters Haus: so soll der Herr mein Gott sein; und dieser Stein, den ich aufgerichtet habe zum Mahl, soll ein Gotteshaus werden; und alles, was du mir gibst, davon will ich dir den Zehnten geben. 1 Mose 28, 10—22.

1. Der einsame Flüchtling.

„Es kann vor Abend anders werden, als es am frühen Morgen war." Wie ganz anders sieht es jetzt auf einmal im Zelte des Isaak aus. Bisher lebte die kleine Patriarchenfamilie im Frieden. Wenn auch die Gemüther sehr verschieden waren, so wohnte doch Eintracht und Harmonie in der Familie. Keines störte das Andere mit seinen Eigenthümlichkeiten. Man vertrug einander in Liebe. Wo die Liebe wohnt und die Offenheit waltet, da ist Raum für jeden Charakter. Wo aber die Selbstsucht und die Lüge einkehrt, da ist es bald um die Liebe und Eintracht geschehen. So gieng es in Isaaks Hause. Ein Betrug hat Alles zerstört. Die Liebe ist in Haß verwandelt, — der Friede des Hauses ist verloren. Esau brütet blutige Rache. Jakobs Bleibens ist nicht mehr. Er muß das liebe, traute Zelt des Vaters verlassen, von der geweihten Erde des verheißenen Landes scheiden, von den lieblichen Triften, wo er des Vaters friedliche Heerden weidete, sich trennen und hinausziehen in eine fremde, weite, traurige Welt. Zum letzten Male umarmt er die geliebte Mutter, zum letzten Male schweift sein Blick über die liebe Gegend, wo eine so schöne, glückliche Jugendzeit verlebt wurde. Eine Welt voll seliger Erinnerung liegt hinter ihm. Und vor ihm? Ach, vor ihm liegt eine dunkle, kalte, schwere

Zukunft, eine Zukunft voll Sorgen, voll Leid, voll Ungewißheit. Hinter ihm liegt eine Welt voll seliger Hoffnung, — vor ihm lauter Hoffnungslosigkeit. Kurz vorher war er noch der reiche Erbe eines Hirtenfürsten, und jetzt ist er ein armer, einsamer Flüchtling. Was hat diesen ungeheuren Wechsel verursacht? Eine Sünde, eine freche, grobe Sünde gegen Vater und Bruder.

Was hat nicht schon die Sünde für Herzeleid über die Menschen gebracht! Wie manches liebliche Verhältniß hat sie schon zerrissen, wie manches glückliche Leben schon zerstört, wie manches frohe Herz in Kummer und Weh gestürzt! Auch dein Leben floß einst friedlich und selig dahin. Was hat es nun so trübe und traurig gemacht? Woher das unbefriedigte und heimatlose Gefühl? Woher all' die Unruhe des Herzens? Ach, es ist immer derselbe Feind. Es ist die Sünde. Wer ehrlich gegen sich selbst ist, muß sich gestehen, daß seine Sünden ihm die größten Trübsale verursacht haben. Warum wandert so mancher Mensch voll Unruhe und Unglück über die Erde? „Machst du dir solches nicht selbst, damit, daß du den Herrn deinen Gott verlässest, so oft er dich den rechten Weg leiten will? Es ist deiner Bosheit Schuld, daß du so gestäupet, und deines Ungehorsams, daß du so gestraft wirst. Also mußt du inne werden, was es für Jammer und Herzeleid bringt, den Herrn deinen Gott verlassen und ihn nicht fürchten.“ Jeremias 2, 17. 19.

Vor etwa zehn Jahren kam eines Tages in der Hauptstadt Brasiliens ein Mann mit der Bitte zu mir, ihm Arbeit zu verschaffen. Er wäre gerne Lehrer an meiner Schule geworden. Als das nicht möglich war, erklärte er sich bereit, jede, auch die demüthigendste Arbeit zu thun. Ich suchte, fand aber keine Anstellung für ihn. Nach einigen Tagen kam er wieder, bat mich, bei mir Briefe an seinen Vater schreiben zu dürfen und wünschte Abends in der Kirche das

Abendmahl zu empfangen. Dabei sollte niemand, als ich, anwesend sein. Ich ließ mir vor Allem seine Geschichte erzählen. Da erfuhr ich Folgendes: Er war der Sohn eines deutschen Stadtpfarrers, sollte studiren, wurde leichtsinnig, machte Schulden und fiel beim Examen durch. Nun wollte er Offizier werden, brachte es auch in einigen Jahren zum Lieutenant. Bald gehörte er in Bezug auf Leichtsinn zu den tapfersten und muthigsten Offizieren. Sein tief bekümmerter Vater konnte endlich seine Schulden nicht mehr bezahlen. Da floh er nach England und von dort nach Südamerika. Am La Plata=Strom wurde er Lehrer, Viehhirte, Zeitungsschreiber und noch manches andere. Von Schulden getrieben kam er, mit Zurücklassung der Kleider, als Matrose nach Rio de Janeiro. Hier fand er Arbeit in einer Hutfabrik. Doch das Hutmachen war seine schwächste Seite. Nach 14 Tagen wurde er als unbrauchbar wieder fortgeschickt. Und nun kam er mit obiger Bitte zu mir. Er konnte den Monat für sein Zimmer nicht bezahlen, hatte zerrissene Schuhe und Kleider auf dem Leibe, und keine Aussicht auf Verdienst. Er zeigte mir Briefe von seinem Vater, die mir nicht nur die Hauptsache bestätigten, sondern mir auch zeigten, daß sein Vater ein frommer, gläubiger Mann sei. Ich mußte es als Gottes Fügung ansehen, daß dieses schiffbrüchige Leben schließlich in mein Haus getrieben wurde. Ich wies ihm ein Zimmer an, wo er seine Briefe schreiben konnte, schickte ihm ein Frühstück auf's Zimmer, rief ihn um 5 Uhr zum Mittagessen, gab ihm aus meiner Garderobe Wäsche und Kleider, gab ihm Geld zu neuen Schuhen, bezahlte sein Zimmer für zwei Monate und lud ihn ein, täglich, bis ich etwas für ihn gefunden, bei mir zu essen. Dann gieng ich mit ihm in die Kirche. Da hörte ich eine Beichte, wie ich nie eine vorher noch nachher gehört. Sein Gewissen sprach; und schonungslos klagte er sich an, seine arme, edle Mutter in's Grab gebracht und seinem

treuen Vater ein kummervolles Leben bereitet zu haben. Er zerfloß fast in Thränen und Schmerz. Er fühlte Gottes mächtige Hand. Ich ermahnte und tröstete ihn mit der Versicherung, daß auf eine ernste Reue der heilige Gott und auch sein Vater ihm vergeben würden. Bald fand ich Arbeit für ihn, und auch von seinem Vater lief bald freundliche Nachricht und Geld zur Heimreise ein.

Welch' trauriges Leben hatte sich der begabte Mann durch seinen Leichtsinn bereitet, während er durch Treue und Gehorsam sich ein schönes und segensvolles Leben hätte schaffen können. Welche Trübsale und Demüthigungen gehörten dazu, um sein Herz zu brechen und ihn zu heilen!

Wie dieser verlorne Sohn, und wie einst der flüchtige Jakob, so laufen heute Tausende über die Erde, ohne Heimat, ohne Frieden, verfolgt von ihren Sünden, geschieden von ihrem Vaterhause und ihrem Vater im Himmel. Vergebens sucht man in der Fremde den Frieden und das Glück der Heimat. „Des Menschen Herz kommt nicht zur Ruhe, bis es ruht am Vaterherzen Gottes." Darum stehe still, Fremdling. Frage dich, wohin du willst. Erinnere dich, woher du kommst. Denke an die Heimat, an die liebe, schöne Heimat. Denke an deinen Vater, der um sein verirrtes Kind trauert. Das Paradies der glücklichen Kindheit ist nicht verloren, es liegt beim Vater. Kehre um, gehe zum Vater, wirf dich reumüthig an sein Herz. Er heilt deine Schmerzen, er lindert alles Weh. Warum willst du in dieser traurigen Fremde verkommen?

Doch kehren wir noch einmal zu Jakob zurück. Es liegt eine Tagreise hinter ihm. Er hat den Jordan überschritten. Schon trennt ihn Berg und Thal von den lieben heimatlichen Hütten. Die Sonne geht unter. Jakob muß an ein

Nachtquartier denken. Doch nirgends winkt ihm ein gastliches Zelt. Zum erstenmal sieht er sich ganz allein in wilder Einöde. Er rüstet unter freiem Sternenhimmel, auf der bloßen Erde, so gut es geht, sein Nachtlager. Ein Stein dient ihm als Kopfkissen. — Armer Jakob! — Da liegt er, einsam, verlassen, arm, der Enkel des reichen, mächtigen Abraham, des Freundes Gottes. Hunderte von Knechten hüten die Heerden seines Vaters, und er, der Erbe, liegt schutzlos und verlassen in der Einöde!

Was mochte wohl Jakob gedacht und gefühlt haben? Welches waren wohl seine Reisegedanken während des langen Tages, seine Nachtgedanken beim Schlafengehen? Es ist nicht schwer, dies zu errathen. Sie waren zum Theil sehr wichtiger und für sein Leben entscheidender Art, zum Theil sehr menschlich und natürlich. Der über alles Erwarten liebliche und trostvolle Traum, welcher in jener Nacht dem bekümmerten und müden Wanderer zu Theil wurde, scheint eine Antwort Gottes auf einen Theil seiner Gedanken gewesen zu sein. Eine solch' herrliche Erfahrung, mit so großen Verheißungen, könnten wir gar nicht verstehen, wenn nicht zwischen ihr und Jakobs Sünde etwas Wichtiges in Jakobs Herzen vorgegangen wäre. Zwischen seiner Sünde im Vaterhause und dieser herrlichen Gotteserfahrung liegt seine einsame Tagreise und sein erstes Schlafengehen in der Einöde. Tausend Gefühle und Gedanken mochten sein Herz durchzogen haben, aber unter allen war gewiß das Gefühl der Reue, der herzlichsten Buße das mächtigste. Je schmerzlicher er die Folgen seiner Sünde fühlte, desto brünstiger wird er aus der Tiefe seines Herzens zu dem Gott seiner Väter um Vergebung und um Erbarmen gerufen haben. Jakob wäre ein recht verstockter Mensch gewesen, wenn ihn diese schwere Folge seiner Sünde, diese herbe Züchtigung nicht zur Buße über die Sünde selbst gebracht hätten. Sie brachten ihn dazu, und Gott sah sein bekümmerten

mertes Herz an und versicherte ihn seiner Gnade. Nun war er zwar noch ein einsamer Fremdling und mußte die äußeren Folgen seiner Sünde zu Ende tragen. Aber er trug sie nun doch anders. Er hatte nun Trost und Frieden im Herzen, und das macht jede Erdenlast leicht.

Wie gerne möchte unser barmherziger Gott allen den schuldbeladenen Wanderern auf dieser Erde ihre traurige Wanderschaft erhellen und erleichtern durch sein Nahesein, durch seinen Trost und Frieden. Aber so viele Menschen es gibt, die dem Jakob gleichen in Bezug auf seine Sünde und Schuld, so wenige gibt es, die ihm ähnlich sind in diesem Gefühl der Buße. Und doch gibt es ohne Buße keine Vergebung, und ohne Vergebung keinen Frieden. Darum

Kehre wieder, kehre wieder
Der du dich verloren hast,
Sinke reuig bittend nieder
Vor dem Herrn mit deiner Last!
Wie du bist, so darfst du kommen
Und wirst gnädig aufgenommen.
Sieh, der Herr kommt dir entgegen,
Und sein heilig Wort verspricht
Dir Vergebung, Heil und Segen;
Kehre wieder, zaudre nicht!

Neben diesen Gedanken der Reue hatte aber Jakob noch Gedanken anderer Art. Er selbst entdeckt sie uns am andern Morgen. „So Gott wird mit mir sein und mich behüten auf diesem Wege, den ich reise, und mir Brod zu essen geben und Kleider anzuziehen, und ich mit Frieden wiederkehre in meines Vaters Haus ꝛc.“ Also Sorgen hat Jakob auf dem Herzen, Sorgen der gewöhnlichsten, natürlichsten Art, — Nahrungssorgen. Seine dunkle Zukunft und seine schutzlose Lage liegen ihm schwer auf dem Herzen, und dazu kam noch das Heimweh. Merkwürdig! Der reiche Erbe Abrahams in den schwersten Sorgen um Nahrung und Kleidung!

Muß nicht noch heute so manches „Abrahamskind“ in seiner irdischen Fremdlingsschaft Gleiches erleben? Wunderbar! Ein Christ, ein Kind des großen allmächtigen Gottes, muß über die Erde gehen in Mangel und Entbehrung. Das gehört gewiß nicht zu den geringsten Anfechtungen der Christen. Und doch, wenn irdisches Gut der Lohn der Frömmigkeit wäre, wie viele Fromme gäbe es dann in der Welt! Da könnte man gewiß nicht genug Kirchen bauen. Es wäre zu bequem und profitabel, als daß nicht jeder ein Christ würde. Indessen lehrt uns die Geschichte des Jakob, und noch mehr das Leben „des Eingebornen vom Vater, der auf Erden auch nicht hatte, wohin er sein Haupt legte,“ daß nicht diese Erde der Ort ist, wo Gott die Treue seiner Kinder vergilt, äußerlich vergilt. Hier sind sie Gäste und Fremdlinge. Hier sollen sie sich nicht zu wohl, nicht heimatlich fühlen.

Jakob warf seine Sorgen auf den Herrn, und der Herr sorgte für ihn. Auch wir dürfen mit unsern Anliegen vor sein Angesicht kommen und haben die Zusage, daß er uns nicht verlassen noch versäumen will. „Der Herr legt uns eine Last auf, aber er hilft uns auch.“

Doch wollen wir auch von Jakob Bescheidenheit lernen. Er mochte wohl im Hause der Mutter manchen guten Leckerbissen genossen haben. Jetzt aber denkt er nicht an diese. Seine Schuld brachte ihn in schwere Lage. In dieser begnügt er sich mit Brod und Kleidern. Daran ließ es ihm Gott auch nicht fehlen.

In unserer Zeit ist aber der Sinn für Genügsamkeit sehr im Abnehmen begriffen. Jeder möchte ein „menschenwürdiges Dasein“ führen. Darunter aber versteht er ein müheloses Leben in Hülle und Fülle. Um das tägliche Brod, um die nöthigsten Bedürfnisse, dürfen wir unsern Gott immer bitten und haben die herrlichsten Zusagen, daß er uns, ohne unser Sorgen, das geben werde. Aber ein Wohlleben, wie

es heute den meisten Menschen als Ideal vorschwebt, ist nicht nach dem Sinne Gottes und hat keine Verheißung. Es ist aber ein großer Gewinn, gottselig und genügsam zu sein. Ein Gewinn! Wer möchte nicht gewinnen im Leben? Genügsamkeit ein großer Gewinn! Göttliche Weisheit, mache uns weise!

So hat also Jakob den ersten Tag seiner Heimatlosigkeit gut ausgenützt. Gott erreichte an ihm, was er überall und immer durch die Trübsal erreichen will. Jakob betete. Er betete gewiß mehr und brünstiger, als sonst in guten Tagen. Er klammerte sich in seiner Hülflosigkeit an den an, bei dem nun noch allein Hülfe für ihn zu finden war. Noth lehrte ihn beten. Das thut sie oft noch je und je an andern Menschen, aber doch nicht an allen. Noth treibt nur zu Gott, wo das Herz schon in der Richtung zu Gott steht. Wo das aber der Fall ist, da hat die Trübsal immer eine segensvolle Arbeit an uns zu thun. Der Segen folgt oft sofort, wie wir das jetzt bei Jakob sehen werden.

---

2. Ein seliger Traum.

Wir haben Jakobs Herzensstimmung uns vergegenwärtigt. Wir sahen ihn innerlich zerbrochen, voll Reue, voll Sorgen und Angst. Wir sahen ihn ringen und flehen zu dem Gott seiner Väter, und dann vor Ermüdung einschlafen, — das Haupt auf einen Stein gelegt. Jakob schläft. „Aber der Hüter Israels schläft noch schlummert nicht.“ Er hat die Angst und Thränen seines Kindes gesehen; er hat sein Schreien gehört. Er rüstet sich zu einer Antwort. So aufrichtig und brünstig das Flehen war, das vor seinen Thron kam, so herrlich und trostvoll soll die Antwort sein. Ja, sie soll alles Erwarten übertreffen. Sie soll von Erbarmen

überströmen. Die Heerschaaren des Himmels werden aufgeboten und müssen herbeieilen. Selige Wesen! Wie glücklich seid ihr, heimatlosen, traurigen Wanderern die Thränen trocknen und ihnen des heiligen Gottes Friedensgruß bringen zu dürfen!

Dem Jakob träumte, „eine Leiter war gestellt auf die Erde, die reichte mit ihrer Spitze an den Himmel; und siehe die Engel Gottes stiegen daran auf und nieder. Und der Herr stand über ihr und sprach: Das Land, darauf du liegst, will ich dir und deinem Samen geben. Und durch dich und deinen Samen sollen alle Geschlechter der Erde gesegnet werden. Ich bin mit dir und will dich behüten überall, wo du hinzeuchst, und will dich wieder herbringen in dies Land. Ich will dich nicht lassen, bis daß ich thue, was ich dir geredet habe!"

War das ein Traum? Ja, es war ein Traum. Und doch war es mehr, als das. Es war eine Offenbarung Gottes. Jakob verstand das sofort. Und wer seines Gottes freundliches Walten schon erfahren hat, der findet auch keine Schwierigkeit, das zu glauben. Es war eine gnädige Antwort Gottes auf Jakobs Flehen, in der lieblichsten und bedeutungsvollsten Form.

Vor allem sollte Jakob glauben lernen, daß er nicht allein und einsam seine Straße ziehe, sondern daß Schaaren unsichtbarer Begleiter ihn umgeben. Er sollte aus dieser Erfahrung den Trost schöpfen, daß er dem Herrn theuer sei, und daß es Gott nicht an Geschöpfen mangele, auch einen einsamen Liebling mitten in der Wüste mit königlicher Leibwache zu versorgen. Wie wird Jakob von da an leichten und getrosten Herzens weiter gegangen sein! Wie sicher und ruhig wird er sich künftig in der öden Wildniß schlafen gelegt haben! Glücklicher Jakob! Du hattest zwar einen langen und schweren Weg, aber was sollte mit solcher Erfahrung nicht leicht werden?

Warum kommt der Herr nicht heute noch mit solch lieblicher Offenbarung seinen müden, bekümmerten Kindern zu Hülfe? Nun er thut es noch da und dort, wenn auch nicht immer in dieser Form. Jedenfalls aber steht Jakobs Erfahrung da, daß sie auch uns predige, was sie einst ihm zuerst gepredigt hat. Und neben ihr stehen viele andere aus der Zeit der Offenbarung Gottes, die alle denselben Zweck haben, die alle nicht nur einem Menschen galten, sondern die zu allen Menschen in gleicher Lage, in gleicher Gesinnung, reden. Könnten wir aber einen Zweifel haben, daß Jakobs Erfahrung von der Engel Schutz auch uns gelte, so müßte er durch die lieblichen Erklärungen unseres Heilandes über diesen Punkt beseitigt werden. Läßt uns doch der Herr Jesus erst recht einen Blick thun in die selige Arbeit der Engel an den Menschen, und bestätigt uns durch sein Wort, was Jakob einst im Traum geschaut. Die Himmelsleiter, das Auf- und Absteigen der Engel Gottes, war nicht eine einmalige, vereinzelte Thatsache, sondern sie ist ein Zustand, ein bleibendes Thun der Engel, seitdem und so lange es Menschen auf Erden gibt, die in Jakobs Lage und Gesinnung sind. „Sind sie doch allzumal dienstbare Geister, ausgesandt zum Dienst um deren willen, die ererben sollen die Seligkeit.“ Sagt uns doch der Herr, „daß die Engel unserer Kleinen allezeit das Angesicht seines Vaters im Himmel sehen.“ Welch' trostvollen Blick eröffnet uns der Herr damit in die unsichtbare Welt und ihre Bewohner, sowie in die Beziehungen dieser seligen Wesen zu uns Menschen! Jakob sah die Engel lange nicht mehr. Er glaubte aber, daß sie dennoch um ihn waren. Und wer nur ein wenig Vertrauen hat in die Worte des Herrn, der glaubt und erfährt in seinem eigenen Leben, in seinem Hause, in seiner Kinderstube, in der ganzen weiten Welt das Walten dieser treuen Gottesboten.

Es wäre wohl am Platze, und in unserer materiellen

und ungeistlichen Zeit auch nöthig, eine ausführliche praktische Abhandlung über die Engel und ihr Thun, über das Verhältniß der unsichtbaren zur sichtbaren Welt zu schreiben. Wir wollen diese Arbeit andern überlassen, müssen aber doch hier noch einige Worte über diese Sache beifügen.

Der Zeit nach sind die Engel die ersten Geschöpfe Gottes, denn sie waren schon da, als Gott unsere jetzige Weltordnung und den Menschen in's Dasein rief. „Da mich die Morgensterne lobten, und jauchzten alle Kinder Gottes." Hiob 38, 7. Ihr Erscheinen wird uns in der heil. Schrift dargestellt mit Blitzen und Feuerflammen, in schneeweißen Kleidern, leuchtenden, glänzenden Gestalten. Ihre Menge ist unzählbar. Ihre Macht und Herrlichkeit ist über alle unsere Begriffe erhaben. Sie sind gegliedert in Königreiche. Denn die heil. Schrift spricht in Bezug auf sie von Thronen und Herrschaften, Fürstenthümern und Obrigkeiten, Cherubim, Seraphim und Erzengeln. Sie tragen bestimmte Namen, wie Michael, Gabriel. Sie wohnen im Heiligthume Gottes und genießen im Anschauen seiner Herrlichkeiten ein Glück und eine Seligkeit der ungestörtesten, vollsten, tiefsten Harmonie. Ihre Lust ist den Herrn zu loben, den Spender ihres Glückes und Lebens unaufhörlich zu preisen. Ihre Arbeit ist, den Willen Gottes zu thun und seine Befehle auszurichten. Sie sind Gottes Boten, die Vermittler zwischen ihm und der weiteren Schöpfung. Als solche besitzen sie Macht und Einfluß über die Natur und ihre Elemente, greifen ein in die Geschichte der Menschen, sowohl der Völker als der Einzelnen, und vermitteln Gottes Segnungen und Gerichte.

In der Engelwelt nahm auch das Böse seinen Anfang und theilte sich von da aus der Menschheit mit. Einer der herrlichsten Engelfürsten „blieb nicht in der Wahrheit," mißbrauchte seine Freiheit und Macht zum Abfall, zur Empörung gegen Gottes Willen, und zog viele andere Engel mit in seinen Fall. Er erzeugte die Sünde aus sich selbst

und bildet nun mit seinem Anhang ein Reich der Finsterniß, das darauf gerichtet ist, Gottes Reich zu zerstören. Seine Zeit ist ihm von Gott zugemessen. Seine Macht wird ihm einst genommen werden. Einstweilen aber hat er sie noch. Er heißt der Fürst dieser Welt. Der Gott dieser Welt. „Wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt, die in der Finsterniß dieser Welt herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel.“ Eph. 6, 12.

Dieser gnädige Einblick in die unsichtbare Welt der Geister, den uns das Wort Gottes gibt, ist für uns voll Trost und Ernst. Voll Trost, denn wir wissen nun, daß wir und unsere Kinder von lieben, heiligen Wesen umgeben sind, die auf unser äußeres und inneres Leben einen schützenden Einfluß ausüben. Wir wissen, daß wir nicht einsam in dieser Welt stehen, nicht einsam ringen und kämpfen. Wie wird doch mancher Vater, der zu frühe die Seinen verlassen mußte, dem es so schwer gieng zu sterben, beim Blicke auf seine hülflosen Kinder, die er ohne Schutz und Stütze in einer herzlosen Welt zurücklassen mußte, — wie wird er staunen, wenn er in der andern Welt sieht und erkennt, welch' treues Aufmerken der große Gott auf seine Kinder hat, welch' königliche Wache Er zu ihrem Schutze, zu ihrer Pflege aufgeboten! Da wird jeder begreifen können, daß der Herr ihn auf Erden nicht weiter brauchte. Da wird jeder seinen herrlichen Gott preisen. O, wenn uns zuweilen die Decke, die uns die ewige Welt verhüllt, von den Augen gezogen würde, welche Wunder würden wir schauen! Wie würde uns die Kinderstube, in der es oft so unerbaulich aussieht, voll Hoheit und Herrlichkeit entgegen leuchten! Wir würden dort die Himmelsleiter in Wirklichkeit, in vollster Realität sehen. Wie ganz anders würden wir die Menschen betrachten. Dort am Wege spielt ein armes, schmutziges Kind. Du gehst vorüber und beachtest es nicht. Oder wenn du es siehst,

so wendest du den Blick ab, — es ist ja so unsauber, so eckelig. Keine liebende Hand auf Erden hat Zeit oder Lust, das Kindlein zu pflegen. Aber — o könntest du sehen! von dort Oben blickt ein liebes, treues Auge auf es herab, und um es herum stehen Wachen, wie sie so herrlich kein Königskind auf Erden hat. — Dort grüßest du sehr höflich den vornehmen Herrn, oder die elegante Dame. Und ach, wenn du sehen könntest, wie würdest du entsetzt den Blick abwenden! Finstere Nachtgestalten, böse Geister umgeben sie. Ihre Herzen sind böse, auf dem Wege des Lebens wandeln sie nicht. Der Böse hat sein Werk in ihnen. Wohl hatte auch dieser Mann oder diese Frau einst Gottes Boten um sich. Warum sind sie nicht mehr da? Wie lange bleiben die Engel Gottes bei dem Kindlein? — So lange sie bleiben können. So lange das Kind die Wege Gottes, den Weg des Lebens wandelt. Fängt es an, den Weg der Welt, der Sünde, des Ungehorsams gegen Gott zu gehen, so können ihm die heiligen Wesen nicht mehr folgen. Trauernd kehren sie dann heim und berichten, was geschehen ist. Wie manche Klage wird da vor Gott laut werden über die Verführer, die das Kind zum Argen verleiteten, über welche der Heiland selbst ein Wehe ausrief!

Von da aus begreifen wir leicht das Wort des Herrn: „Also wird auch Freude sein vor den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße thut.“ Wenn ein von Gottes Boten verlassener Mensch wieder umkehrt, Buße thut, seinen Gott sucht, reumüthig nach oben blickt, da können und dürfen die Engel, deren Schützling er einst war, wieder kommen und ihr frohes seliges Amt an ihm weiter üben, so lange bis sie ihn heimholen dürfen in das Land der Freude, in das Land seiner Bestimmung, in's Vaterhaus Gottes.

Wir sehen, und darin liegt ein tiefer Ernst, daß wir nie allein sind. Entweder sind wir umgeben von Engeln Gottes, oder aber von den Mächten der Finsterniß.

Möge immer der Ort, wo du stehst, wo du schläfst, wo du arbeitest, wo du dich freuest, wo du trauerst, wo du weinest, — ein Ort sein, wo eine Himmelsleiter ist, wo Gottes heilige Engel auf und nieder steigen können, wo oben drüber der Herr gnädig und segnend auf dich blicken kann, dann darfst du getrost weiter gehen, ob dich dein Weg durch friedliche Gefilde, oder durch Wüsten und Einöden führt. Dann darfst du auch einst getrost den Wanderstab ablegen. Es wird alles wohl gehen.

Der Herr ist gut, in dessen Dienst wir stehn;
Wir dürfen ihn in Demuth Vater nennen.
Wenn wir nur treu auf seinen Wegen gehn,
So sehn wir ihn von zarter Liebe brennen.
Dies Wort gibt uns im Kampfe Kraft und Muth:
Der Herr ist gut!

Der Herr ist gut, er theilt sich willig mit.
Sein Wesen ist ein Brunnen edler Gaben.
Er geht uns nach und frägt bei jedem Schritt,
Ob wir nicht was von ihm zu bitten haben.
Wo ist ein Herr, der so mit Knechten thut?
Der Herr ist gut!

---

3. Ein getrösteter Pilger und sein Dank.

Tief ergriffen von dem wunderbaren Erlebniß stand Jakob des Morgens auf. Wer möchte beschreiben, was er gefühlt? Hat er doch in dieser Offenbarung seines Gottes die Versicherung der Vergebung seiner Schuld, die Zusage der Gnade seines Gottes auf's Neue empfangen. Ein Gefühl tiefer Dankbarkeit durchzieht sein Herz und gibt sich Ausdruck in den drei Gelübden, die er nun in feierlicher Weise ablegt. „So Gott wird mit mir sein und mich behüten auf dem Wege, den ich reise, und mir Brod zu essen geben

und Kleider anzuziehen, und ich mit Frieden wiederkehre zu meines Vaters Haus: so soll der Herr mein Gott sein; — und dieser Stein, den ich aufgerichtet habe, soll ein Gotteshaus werden; — und alles was du mir gibst, davon will ich dir den Zehnten geben."

Sehen wir uns diese drei Gelübde noch etwas näher an.

a) „So soll der Herr mein Gott sein." Was wollte wohl Jakob damit sagen? Etwa das, daß er von nun an nur den lebendigen wahren Gott als Gott anerkennen und verehren, und nie die Thorheit des heidnischen Götzendienstes nachmachen wolle? Ich glaube kaum, daß er es so gemeint hat. Diese Gefahr lag ihm nicht nahe. Er wußte aber ohne Zweifel so gut wie wir, daß man zwar den wahren Gott kennen kann, und ihn doch nicht ganz, nicht immer, nicht unter allen Umständen als Gott liebt, ehrt, und ihm vertraut. Und so scheint er mir damit sagen zu wollen: Diesem herrlichen, gnädigen, barmherzigen Gott soll von nun an mein ganzes Herz, meine ganze Liebe gehören. Er soll mein Ein und Alles sein. Ihn will ich durch mein Leben verherrlichen. Nur Ihm will ich leben. Ich will mein Leben nicht mehr selbst regieren, will mir nicht mehr selber helfen, will Ihn nicht mehr durch Zweifel an seiner Hülfe betrüben, will nicht mehr auf mich oder andere Menschen vertrauen: sondern in allen Lagen des Lebens, auch wo es am dunkelsten um mich ist, auch wo Gott zu schweigen scheint wie einst, als mein Vater den Esau segnen wollte, Ihn machen lassen, auf Ihn allein hoffen, Ihm allein vertrauen, auf Ihn unter allen Umständen unbedingt bauen. Dies scheint mir in Jakobs Munde das Wort zu bedeuten: Der Herr soll mein Gott sein. Damit hat er aber auch etwas Großes, Herrliches, Schweres gelobt. Etwas Schweres, etwas, das dem trotzigen und verzagten Menschenherzen am schwersten eingeht. Etwas, das nur wenige Menschen auf Erden ganz lernen und üben.

Und doch sollte dieses Gelübde des Jakob das Gelübde eines jeden Christen sein. Haben wir nicht ebenso herrliche, ja noch köstlichere Zusagen von Gott? Zusagen, die uns nicht im Traume, sondern durch den Mund des Eingebornen Sohnes geworden sind! Will er nicht auch uns wieder zurück bringen „in unseres Vaters Haus?“ Hat er nicht uns die Verheißung gegeben, daß „kein Haar von unserm Haupte fallen dürfe ohne seinen Willen?“ Dürfen wir ihn nicht Vater nennen? Solch' herrlichen Dingen gegenüber sollte es doch auch in jedes Christen Herz mit tiefer Dankbarkeit wiederklingen: „Der Herr soll mein Gott sein.“ Ich will mein Herz diesem treuen Vater ganz geben. Ihn will ich lieben, Ihn allein. Ihm will ich vertrauen, immer, überall, unbedingt. Auf Ihn will ich hoffen in allen Dingen. Ihn will ich ehren mit meinem Leben. Ihm will ich gefallen, nur Ihm! — Warum steht es in so vieler Christen Herzen nicht so? Warum ist es dort oft so kalt, so leer? Warum das Herz so voll anderer Dinge, voll Lust, voll Sorge, voll Angst? Warum ist nicht der Herr deine Freude, deine Burg, dein Trost? Weil du seinen Verheißungen nicht glaubst, nicht ganz glaubst. — Herr, mehre uns den Glauben! Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben!

b) „Und dieser Stein, den ich aufgerichtet habe zu einem Denkmal, soll ein Gotteshaus werden.“ Dieses Gelübde hängt mit dem ersten zusammen. Es ist gewissermaßen die Außenseite derselben Sache. Es war eine schöne Sitte des alten Gottesvolkes, die Orte, wo Gott sich gnädig zu ihm herab ließ, durch Denkmäler zu weihen. So hier Jakob, später Josua und Samuel, dessen Ebenezer eine Predigt für alle Zeiten wurde. Es waren einfache, schmucklose Steine, oder Steinhaufen, die nicht lange den Stürmen der Zeit widerstanden und von denen schon längst keine Spur mehr zu finden ist. Und doch waren sie, weil sie im Glauben und in dankbarer Liebe dem lebendigen Gott errichtet wur-

den, dauerhafter und von nachhaltigerem Einflusse, als alle anderen kunstvollen und großartigen Denkmäler der Menschen und Völker. Wie verschwindet doch der Nutzen und Ruhm der gewaltigen Pyramiden Aegyptens, die zwar heute noch stehen, gegen den längst verlorenen armen Stein, den einst der fromme Samuel bei Mizpa errichtete, daß er seinem Volke von einer Gnadenthat seines Gottes predige. So lange die Welt steht, wird er fortpredigen, und schon Millionen haben auf ihrem Lebensweg denselben Ebenezer-Stein im Geiste wieder aufgerichtet. Auch in unserer Zeit werden viele Denkmäler errichtet, doch selten zur Verherrlichung Gottes, sondern meistens nur zum Ruhme der Menschen, oft schlechter Menschen. Doch diese bleiben nicht lange. Nach tausend Jahren, wo Jakobs und Samuels Steine noch stehen und predigen werden, könnte man wieder, wenn man überhaupt auf dieser Erde dann noch etwas kann, da und dort bekannte und noch mehr unbekannte Größen aus dem Schutt hervorgraben, und die Thorheit eines untergegangenen Geschlechtes, das den Staub, oft den Schmutz, vergötterte, bewundern und bemitleiden.

Jakob gelobte, der Ort, wo ihm so große Gnade widerfuhr, solle ein Gotteshaus werden. Dort sollte vor Kindern und Kindskindern anbetend der Liebesthat seines Gottes gedacht und davon gepredigt werden. Jakob erinnerte sich an sein Gelübde, als er 20 Jahre später wieder in's Land Kanaan zurückkehren durfte. Er zog nach Bethel und baute dort einen Altar „dem Gott, der ihm erschienen war, als er floh vor seinem Bruder Esau."

Es gibt in jedes Menschen Leben so viele Orte, die er durch ein Denkmal auszeichnen, die er zu einem Gotteshause weihen sollte! Von dem Ort an, wo deine Wiege stand, bis zu dem, wo man dein Grab gräbt, gibt es so viele Stationen, wo dein Gott dir erschien, wo er dir nahe trat, wo er dich segnete, einen Bund mit dir schloß, seine Gnade,

sein unbegreifliches Erbarmen dir kund werden ließ; wo er dir vergab, viel vergab, dich wieder aufhob, tröstete, erquickte, deine Thränen trocknete, deine Angst verscheuchte; wo er dich äußerlich segnete und erfreute und deinen Lebensweg ebnete. Was hast du aus diesen Orten gemacht? Hast du sie vergessen? Oder gar entweiht, durch Sünde verunreinigt? Was ist das für ein Ort, wo du gegenwärtig wohnst? Ist es ein angenehmer, lieber Ort, oder das Gegentheil? Warum ist er so? Warum bist du da so froh, oder so traurig? Prüfe dich doch darüber. Frage dich doch, was du aus diesem Ort gemacht hast. Fange dann doch einmal an, mit Jakob den Entschluß zu fassen: Dieser Ort soll ein Gotteshaus werden. Denn an diesem Orte hat dich dein Gott gesegnet und will dich segnen, unerwartet, wunderbar. Dein Salon, deine Schlafkammer, deine Küche, dein Bureau, deine Werkstätte soll ein Gotteshaus werden, ein Ort, den du weihest mit Gebet, mit Dankbarkeit gegen deinen Vater, der in's Verborgene sieht, mit kindlich frommem Wandel vor deinem Gott. Wie oft werden diese Orte entweiht durch ungöttliches Reden und Thun. Das soll und muß anders werden. Und in dem Maße, als es anders wird, werden auch diese Orte liebliche Orte werden, wie immer sie äußerlich aussehen mögen. „Gottes Wohnungen sind lieblich," sehr lieblich, die einzig lieblichen auf dieser Erde, das wußte schon der Sänger des 84. Psalms. Wie lieblich wäre doch das Leben auf Erden, wenn jedes Haus, jede Hütte, jeder Ort, wo ein unsterbliches Menschenherz schlägt, ein Gotteshaus wäre! Da würde man allerwärts nichts anderes mehr hören, als was „lieblich ist, was wohl lautet;" da würden die Berge und Lüfte wiederhallen von „geistlichen, lieblichen Liedern," — es wäre allerwärts Freude und Friede im heiligen Geiste. Bis dieses Ziel im Großen erreicht wird, wollen wir im Kleinen trachten, diesen und jenen Ort, wo uns der Herr erschien, zu einem Tempel Gottes zu weihen.

c) „Und alles, was du mir gibst, davon will ich dir den Zehnten geben."

Ein wichtiges Kapitel! — Als einst Abraham siegreich von der Schlacht heimkehrte, trat ihm Melchisedek, Priesterkönig zu Salem, entgegen und segnete ihn. Abraham gab ihm dann den Zehnten. Dies ist das erste Mal, daß wir etwas vom Zehnten in der heil. Schrift lesen. Es war ein Akt der Dankbarkeit von Seiten Abrahams gegen seinen Gott und dessen Priester. Jakob kannte wohl diese Geschichte aus dem Munde seines Großvaters und folgte dem schönen Beispiele nach. Doch ist zwischen Beiden ein Unterschied. Abraham war schon ein reicher Mann, als er anfieng, den Zehnten zu geben, Jakob dagegen that das Gelübde, als er noch arm, sehr arm war. Er hatte noch nichts, als die Verheißungen seines Gottes. In diesen war er allerdings schon reich, sehr reich, und darin unterscheidet er sich von vielen anderen Menschen.

Daß diese Männer Gottes damit das Rechte getroffen, in freier Weise den Willen Gottes erkannt und geübt haben, geht daraus hervor, daß Gott später dem Volke Israel das Geben des Zehnten in einem ausdrücklichen Gebot verordnet hat. Selbst ein doppelter Zehnte wurde geboten, theils zur Bestreitung des Tempeldienstes, theils für die Armenpflege. Denn es sollte unter dem Volke Gottes keine Bettler geben.

Schauen wir aber den Jakob und sein Gelübde noch etwas näher an. „Von Allem, das du mir geben wirst, will ich dir den Zehnten geben." Wie naiv klingt doch dieses Gelübde. Jakob hat nichts, und sagt nun dem reichen Gott, dem Geber aller Gaben, er wolle Ihm gerne den Zehnten geben von allem, das er von Ihm empfange. Das klingt selbst schlau. Denn wer möchte nicht gerne mit einem reichen, freigebigen Manne den Kontrakt machen, ihm den Zehnten wieder zurück zu geben, so oft er ihm ein Geschenk

mache? Man sollte meinen, dieser Gedanke müßte jedem armen, hülflosen Menschen einleuchten. Zumal in unserer Zeit sollte man glauben, daß es so kluger Spekulanten viele gebe. Allein dem ist nicht so. Jakob steht ziemlich allein da und seiner Nachahmer sind wenige. Auf den ersten Blick scheint auch Jakobs Gelübde nicht gerade etwas Nachahmungswerthes zu sein. Wäre er ein reicher Mann gewesen, dann wäre es anders. Dann hätte sein Gelübde ein Opfer erfordert. Aber in seiner Armut klingt es wirklich fast wie eine Spekulation.

Nun ja. Jakob wollte reich werden. Auch in seinem Herzen wohnte der Zug, den jeder in sich spürt. Als Sohn eines reichen Hirtenfürsten war ihm die Armut doppelt empfindlich. Zudem war ihm Reichthum verheißen. Wir sind eben alle zum Reichsein geschaffen, das fühlt jeder und deßhalb ist auch jedem Menschen die Armut drückend, wenigstens so lange, bis er sich in kindlicher Ergebung darein gefunden und einen ewigen Reichthum im Glauben ergriffen hat. Wir wollen also das dem Jakob gerne durchgehen lassen. Steht er in diesem Zuge nicht höher als die meisten andern Menschen, so können wir auf der andern Seite doch wieder viel von ihm lernen. Vor allem das: Er wußte und glaubte auf's Bestimmteste, daß alle irdischen Güter Gottes Gaben sind, daß auch in äußerlichen Dingen „der Mensch sich nichts nehmen kann, es werde ihm denn gegeben vom Himmel.“ Hierin hätten nun wohl die allermeisten Menschen, die meisten Christen eingerechnet, Ursache, bei Jakob in die Schule zu gehen. Immer mehr wird das in unserer Zeit vergessen, oder bleibt wenigstens in den Hintergrund gedrängt, daß alles, — Leben, Gesundheit, Fähigkeit, Gelegenheit zu arbeiten, Verdienst, Nahrung, auch die im Schweiße verdiente Nahrung, — daß die Familie, Weib und Kinder, Haus und Hof, Stellung und Beruf, daß alles, alles des großen Gottes Gaben sind. Wäre dem nicht so,

so gäbe es mehr Zufriedenheit, mehr Dankbarkeit, weniger Klagen und Murren unter den Menschen. Wie viele Menschen gehen doch über die Erde, denen diese einfache Wahrheit auch nicht einmal lebendig zum Bewußtsein kommt! Und wie viele andere, die sie zwar von Jugend auf wissen, tragen sie als todtes Kapital in sich herum, das sie reich und glücklich machen könnte, wenn sie es in Glauben umsetzen wollten, das aber für ihr trauriges Leben keinen Centime Zins trägt.

Sodann aber steht Jakob bei näherer Betrachtung mit seinem Gelübde wahrhaft groß da und dürfte Reichen und Armen, im Besonderen jungen Leuten, als nachahmungswerthes Beispiel dienen. Er besitzt nichts als seinen Wanderstab, verspricht aber, seinem Gott von allem, das er erwerbe, den Zehnten zu geben. Er hat gearbeitet, schwer gearbeitet, wie er selbst nachher erzählt. Er baute seine Zukunft nicht auf „gut Glück," sondern auf treue Arbeit, und versprach von seinem erarbeiteten Gut den Zehnten. — Mancher junge Mann würde im Leben besser fahren, wenn er auf der Schwelle des Vaterhauses sich das Leben und die Gelübde des Jakob erst recht ansehen und davon lernen wollte.

Würden wir aber heute mit der Forderung des Zehnten — ich will nicht sagen vor die Leute überhaupt, sondern nur vor die Christen treten, so würden wir bei sehr vielen übel ankommen. Da steht eine ganze Reihe reicher, äußerlich gesegneter Christen. Sie geben zum Reiche Gottes ihre Beiträge, oft schöne Beiträge. Aber nur bei wenigen mag es den Zehnten ihrer Einnahmen ausmachen. Natürlich! Der Zehnte von einigen Millionen, — das ist eine bedeutende Summe! Das ist zu viel. So viel zu geben, kann man mir nicht zumuthen, meint der Reiche. Kann man doch vom Zehnten des Zehnten schon da und dort „schöne Gaben" austheilen. Und der Unbemittelte, der von seinem spärlichen Verdienst lebt, der soll nun gar noch den Zehnten

davon geben! Da geht's erst recht nicht. Es will ja so nirgends recht reichen. Ja, sagt er, wenn ich reich wäre, weniger Sorgen hätte, getroster in die Zukunft schauen könnte, dann wollte ich so ein Gelübde wohl gerne auf mich nehmen. So findet jeder Ausreden um sich zu entschuldigen. — Weil Abrahams Glaube und Jakobs Dankbarkeit selten werden, so kommt es, daß sie auch, der reiche Abraham und der arme Jakob, mit ihren Gelübden ziemlich einsam dastehen.

Aber diese Forderung an die Christen zu stellen, Jakobs Gelübde zu dem ihrigen zu machen, haben wir, so sagt man, gar kein Recht. Das wäre ein alttestamentlicher, gesetzlicher Standpunkt. Im Neuen Testament ist der Zehnte nirgends geboten.

Ich wurde vor einiger Zeit aufgefordert, irgendwo auf einem Missionsfest zu reden. Meine Instruktion lautete dahin, daß ich zuletzt reden und den Leuten die Herzen und Hände öffnen sollte. Meiner langen Rede kurzer Sinn war dann ungefähr der, daß wir Christen zu dem uns aufgetragenen Bau des Reiches Gottes doch regelmäßig beizusteuern uns gewöhnen müssen, und nicht nur dann etwas geben sollen, wenn man uns erst eine Weile darum anpredigt. Ich wies dabei hin auf den Befehl des Paulus in 1 Cor. 16, 2 und auf das Beispiel des Jakob, das uns hier beschäftigt. Ich habe auch nachher aus der Gemeinde durch Briefe Zeugniß empfangen, daß ich nicht umsonst geredet hatte. Bei den dabei betheiligten Pfarrern kam ich aber leider übel an. Kaum hatten wir die Kirche verlassen, als sie ziemlich einmüthig über mich herfielen und mir ungefähr sagten: „Wer zuviel verlangt, kriegt gar nichts," und daß der Zehnte ein alttestamentliches Gebot sei, daß aber dem Christen, wie Paulus sage, überhaupt kein Gebot in dieser Beziehung gegeben sei. Ich ließ den Sturm über mich ergehen, prüfte mich und die Sache wiederholt, konnte

aber bis heute nicht einsehen, daß ich gefehlt haben soll, und daß die Leute im alten Bunde, weil unter dem Gesetze, größere Verpflichtungen hätten haben sollen, als wir Christen, weil es uns nicht ganz ausdrücklich in dieser Form geboten ist.

Treten wir doch der Sache etwas näher. Der Zehnte ist uns wirklich im Neuen Testamente nicht geboten. Aber was ist uns denn da geboten? Gar nichts? Dem Gerechten ist allerdings kein Gesetz gegeben. Aber wer ist dieser Gerechte? Jeder Christ? Ja, so sollte es sein, aber es ist leider nicht so. Jeder der Gottes Willen thut, auch in dieser Sache, ist ein Gerechter in dieser Sache. Was ist des Herrn Wille? Wer Matth. 6, 24—34; Matth. 13, 44—46; Luc. 16; 2 Cor. 8, 9 und noch viele andere Stellen des Neuen Testamentes aufmerksam liest; ja wer sich überhaupt in den Geist des N. T. hineinlebt, der muß erkennen, daß für den Christen das irdische Gut überhaupt nur Mittel zu einem höheren Zwecke, zu dem des Reiches Gottes ist. Ein Christ hat kein irdisches Eigenthum. Dies ist ihm „das Fremde," das zur Verwaltung nach Gottes Willen Anvertraute, das Unwahrhaftige, der ungerechte Mammon, mit dem er sich Freunde machen soll in der Nähe und in der Ferne, Etwas, an dem der Herr seine Treue prüfen und erkennen will, wo er das Herz habe. Wer sich selbst dem Herrn ganz ergeben hat, wie kann der eigentlich noch im Ernste von seinem Eigenthum, von seinem Vermögen sprechen, wenn er dabei an etwas anderes, als an den Herrn und seine himmlischen Güter denkt? Wer wirklich dem Herrn ganz angehört, der gehört Ihm an mit allem was er hat,*) nicht nur mit dem Zehnten davon, und sollte dann auch im Stande sein, wie die ersten

*) Calvins Wahlspruch war: Ich gehöre mit allem was ich bin und habe Jesu an und ich suche sonst nichts als nur Seine Ehre!

Christen, Ihm, wenn Noth da ist, alles zu geben, oder doch etwas mehr als den Zehnten, oder doch mindestens den Zehnten, der schon im A. T. gegeben werden mußte. Wer aber meint, der neutestamentliche Standpunkt der christl. Freiheit dürfe auch dahin verstanden werden, daß man in der irdischen Sorge für sich und seine Familie nichts, oder nur erbärmlich wenig für Christi Reich gebe, der steht in Gefahr weder auf alttestamentlichem noch neutestamentlichem Standpunkte, sondern auf dem des reichen Jünglings zu stehen, auch wenn er nicht gerade so viele Güter hat, wie jener hatte. Man predigt in unserer Zeit so viel von der „Heiligung durch den Glauben," und ich halte das für etwas Gutes und freue mich darüber. Aber ich glaube, daß es leeres Stroh gedroschen heißt, so lange man in der Abstraktion bleibt und nicht in's praktische Leben übergeht. Mancher gibt theoretisch sich selber zehnmal lieber dem Herrn, als daß er Ihm nur den Zehnten seines Gutes, oder seines Verdienstes gibt. Er meint, dies gehe leichter. Er täuscht sich gewiß und wird es einmal erkennen, daß er in Täuschung lebte. Die Heiligung ist etwas Praktisches. Ich will natürlich nicht sagen, daß sie darin bestehe, daß man den Zehnten gibt. Mancher mag den Zehnten und noch mehr für Gottes Sache opfern und wird doch verworfen, und manch' Anderer mag sich selber oft dem Herrn übergeben haben — und es war eben nur Spreu. Möge doch der Herr seine Leute klug, treu und tapfer machen! Wir haben es so nöthig in dieser zerfahrenen Zeit.

Wenn aber gar Christen dahin kommen, daß sie meinen ihr Vermögen sei „das Pfund, das der Herr ihnen anvertraut habe," wie mir vor einiger Zeit ein sonst lieber Christ, der selbst Bibeln verkauft, sagte, als wir über diesen Gegenstand sprachen: dann finde ich mich nicht mehr recht durch. Das wäre doch wahrlich bequem. Da hätte man nichts Besseres zu thun, auch Christen nicht, als zu trachten, mit dem er=

erbten Kapital, sage „Pfund,“ zehn andere zu gewinnen, — es zu verzehnfachen, und man würde gar einst im Gerichte vom Herrn noch dafür gelobt!

Machen wir uns doch die Sache klar. Der Herr hat geboten, daß wir sein Reich bauen. Dies ist für uns eine heilige Pflicht, und zugleich die höchste Ehre. Wir sollen alle selbst Hand anlegen, wo wir können. Aber der Kreis unseres Handelns ist sehr beschränkt. Nicht jeder kann Missionar werden, oder eine Anstalt für innere Mission gründen. Andere thun das für uns und rechnen dabei auf uns. Nun sieht man aber allerwärts, daß sich die Leute, die sich voran wagen, in uns täuschen. Man kann seit langer Zeit keinen Jahresbericht irgend eines christlichen Werkes in die Hand nehmen, ohne auf Defizite, auf Klagen über Mangel an Mitteln, auf dringende Bitten um Hülfe zu stoßen. Das Feld ist allerorts reif zur Ernte. Der Herr macht Bahn. Aber die Christen geben die Mittel nicht zum Vorwärtsgehen. Warum? Weil sie sie etwa nicht haben? Bewahre! Der Herr gibt die Mittel seinen Kindern, denen er den Befehl gab. Er gibt nie Befehle ohne Mittel zum Ausführen. Aber die Kinder, die die Mittel zum Bau des Reiches Gottes empfiengen, besinnen sich und fragen, ob sie nicht besser thäten einen Acker zu kaufen, oder ein Haus, oder sonst etwas zur Bequemlichkeit und Verschönerung des Lebens. Die Weltkinder machen es ja auch so. Sollte denn der Herr verlangen, daß sie, die Kinder Gottes, es schlechter haben auf Erden? Konnte Er ihnen die Mittel zu etwas Anderem in die Hand gegeben haben, als zunächst dazu, das Leben sich auch so angenehm als möglich zu machen? Man macht es anständiger, als die Weltkinder. Man gibt selbst noch etwas für des Herrn Werk, — aber entsetzlich wenig. Man behält das meiste für sich.

Ich bin überzeugt, daß die meisten Christen, die sich mit den Werken des Reiches Gottes beschäftigen und die

große Noth allerwärts hören, in Bezug auf ihre persönlichen Opfer kein ganz ruhiges Gewissen haben. Vielen Christen macht freilich ihr Gewissen darüber keine Vorwürfe, sie beschäftigen sich mit nichts anderem, als mit sich selbst.

Es gehört zur Herrlichkeit des Reiches Christi auf Erden, daß es arm ist. Christus, der König des Reiches, gieng als der Aermste über die Erde: sein Reich deßgleichen. Daß es so ist, gehört aber nicht zur Herrlichkeit der Christen. Es werden der Witwenscherflein, Luc. 21, 3. 4, d. h. der Gaben, die ein Opfer kosten, immer weniger. Man gibt vom Erübrigten. Wer nichts übrig hat, gibt nichts. Und bei der Lebensweise unserer Zeit haben die meisten eben nichts übrig.

Immerhin gibt es noch Ausnahmen. Ich wurde vor einiger Zeit in einer Bibelstunde auf diesen Punkt geführt und sagte meine Gedanken offen darüber. Bald darauf bekam ich ein freundliches Brieflein von einer lieben, braven aber armen Frau aus meiner Gemeinde, mit dem Zehnten ihrer Monatseinnahmen aus ihrem kleinen Geschäft und mit dem Versprechen, von nun an mit des Herrn Hülfe jeden Monat den Zehnten zu geben. Diese Frau, von einem bösen Mann verlassen, erzieht ohne Fremde Hülfe, allein durch ihre Arbeit, vier kleine Kinder. Sie schickt mir nun seit Monaten ihre Gaben, oft im Betrage von 20 Fr. In einem Winter, wo durch allgemeine Geschäftsstockung hunderte von Arbeitern geschäftslos und ihre Familien an die Wohlthätigkeit Anderer gewiesen waren, hat diese Frau 120 Fr. für die Mission gegeben. Sie gibt den Zehnten ihrer Brutto-Einnahmen, nicht ihres Gewinnes. Ich bin überzeugt, daß diese Frau ihren Kindern auf der Bank Gottes einen Schatz sammelt, der ihnen mehr nützen wird, als jegliches Erbe. Möchte es doch bald viele solcher Glaubensgeber geben! Dann könnte es wohl auch noch dahin kommen, daß man vom neutestamentlichen Bundesvolke rühmen dürfte, was im 2 Mose

Kap. 35, 36 von dem befreiten Israel geschrieben ist, wo es besonders in Kap. 36, 5 heißt: „Das Volk bringet zuviel, mehr denn zum Dienste des Werkes noth ist, das der Herr zu machen geboten hat.“

Ist wohl schon jemand durch ein gehorsames, opferfreudiges Geben zur Sache des Herrn arm geworden? Ich glaube nicht. Ich glaube aber wohl das Gegentheil. Und dabei fällt mir folgende Geschichte ein, die ich kürzlich irgendwo gelesen habe. Ein armes, mißgestaltetes Mädchen hätte auch gerne etwas für die Sache des Herrn gethan und entschloß sich jede Woche 3 Kreuzer zu geben. Das Kartoffel-Aeckerlein, das sie bebaute, wurde jenes Jahr so gesegnet, daß sie am Ende des Jahres ihre Habe auf 120 Gulden anschlagen konnte und nun beschloß, täglich einen Kreuzer zu geben. Am Ende des folgenden Jahres hatte sie einen noch reicheren Segen und entschloß sich aus Dankbarkeit, nun täglich 3 Kreuzer für des Herrn Sache auf die Seite zu legen. Es gieng von Jahr zu Jahr herrlicher, und am Ende des zehnten Jahres ihrer treuen Uebung hatte sie ein Vermögen von 3000 Gulden, und opferte freudig täglich einen Gulden. „Wer da säet im Segen, der wird auch ernten im Segen. Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb.“

Mancher Arbeiter würde mit seinem kleinen Verdienst weiter kommen, wenn er ein Scherflein davon dem Herrn weihen wollte, und manches Kapital wäre wohl nicht verloren gegangen, oder würde nicht dem Untergange geweiht sein, wenn es redlicher mit dem Herrn getheilt würde. Er braucht zwar uns und unser Geld nicht, aber wir brauchen Ihn und seinen Segen.

Wer kennt nicht die kleine Geschichte vom Pfarrer Oberlin, wie eines Tages, bald nach dem Tode seiner Gattin, die Magd mit verstörtem Gesicht in sein Zimmer kommt und ausruft: Herr Pfarrer, die Ratten haben die Wäsche gefressen! Der Pfarrer beruhigte die treue Magd

und meinte, so arg werde es doch wohl nicht sein. Sie soll nun eben die noch guten Stücke abschneiden und aus zwei Tischtüchern eines machen u. s. w. Als die Magd aber fort war, da fiel es doch auch Oberlin schwer auf's Herz und er fragte betend seinen Gott, warum Er ihm das habe zustoßen lassen. „Erst hast du mir mein theures Weib weggenommen, und nun lässest du mir durch die Mäuse die Wäsche fressen!" Als er wieder das Wort Gottes zur Hand nahm, fiel sein Blick auf eine Stelle, die vom Zehnten handelte. Das überraschte ihn. Er verglich andere Stellen, studirte die Frage und kam zu dem Resultat, daß es Pflicht der Christen sei, den Zehnten zu geben, wie es in Israel geboten war. Er demüthigte sich vor dem Herrn, weil er Ihm bisher den Zehnten vorenthalten habe, und gab ihn fortan trotz seines geringen Einkommens.

„Euch geschehe nach eurem Glauben."

„Wie geschrieben steht: Der viel sammelte, hatte nicht Ueberfluß; und der wenig sammelte, hatte nicht Mangel."

V.

In der Fremde. Gründung der Familie.

1 Mose, Kap. 29 u. 30.

1. Eine wichtige Begegnung und ihre Folgen.

„Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken und eure Wege sind nicht meine Wege, spricht der Herr." — „O daß du auf meine Gebote merktest, so würde dein Friede sein wie ein Wasserstrom."

Es gibt in jedes Menschen Leben verhängnißvolle Begegnungen mit andern Menschen, die auf unsern Lebensgang einwirken und ihn zum Guten oder zum Bösen wenden. Manchen Menschen kommt das bei ruhigem Nachdenken zum Bewußtsein, anderen bleibt es verborgen bis zum Tag der Offenbarung in der Ewigkeit. Der Einfluß eines Menschen auf den andern ist von viel größerer Tragweite, als wir gewöhnlich glauben. Wie mancher große Mann wäre das nicht geworden, was er wurde, wenn er nicht zu rechter Zeit von einem andern angeregt worden wäre. Wie mancher verkommene Mensch wurde durch bösen Umgang auf die Bahn des Verderbens gezogen. Schon oft haben mir Sträflinge im Gefängniß bekannt, daß die

Bekanntschaft mit einem Menschen sie ins Elend gebracht habe. Wäre jener Mensch ein edler, frommer Mensch gewesen, wie ganz anders wäre dieses Leben ausgefallen, das sich so unbewacht seinem Einflusse hingab. „Darum wachet und betet, daß ihr nicht in Versuchung fallet," sagt der Herr.

Ganz im Besonderen üben die ersten Begegnungen im Leben einen tiefen, oft entscheidenden Einfluß auf das junge, unbewachte und unerfahrene Herz aus. Und wie manch edel angelegtes Leben wurde schon dadurch zerstört, wie manches Lebensglück für immer zertrümmert. Eltern können deßhalb nicht genug betend und mahnend über ihren Kindern wachen. Ist es doch schon nicht gleichgiltig, neben welchem Kinde das deinige in der Schule sitzt, oder welches Kindsmädchen dein Kind hütet. Tritt aber erst der Jüngling oder die Jungfrau aus dem Vaterhause in die Welt hinaus, wo sie im Gefühle des Alleinstehens sich rasch dem ersten besten Menschen, der ihnen freundlich begegnet, anzuschließen geneigt sind, so ist die Gefahr doppelt groß für sie. Wie oft war da schon das erste Begegnen verhängnißvoll. Wohl kann der barmherzige Gott, der uns nachgeht, manches wieder gut machen, aber es geht dabei durch viel Leid und Weh, das man sich hätte ersparen können.

So gieng es dem Jakob. Wir wissen nicht, wie lange seine Reise dauerte; der Bericht versetzt uns, nach der Erzählung von der Himmelsleiter, sofort zu seiner Ankunft am Brunnen bei Haran. Hier erleben wir nun einen merkwürdigen Kontrast, der sich in Jakobs Herzen offenbart und der uns zeigt, daß des Menschen Herz zu allen Zeiten wankelmüthig, trotzig und verzagt ist. Kaum ist die Angst und die Sorge der beschwerlichen Reise überstanden, so fällt auch das Herz, das sich in der Noth so innig an den Herrn angeklammert, wieder herunter und steht jeder Versuchung offen. Er sieht Rahel, seine Cousine. Und wie nach langer, stürmischer Seereise beim Anblick der heimatlichen Gestade das

Herz des Seemannes freudiger schlägt, so überkommt auch den Jakob ein Heimatsgefühl. Er begrüßt Rahel, küßt sie und weint. Wohl war sie ihm fremd, er hatte sie nie gesehen, aber sie war ja seine Verwandte und so könnte man ihm die etwas stürmische Begrüßung wohl verzeihen. Aber Rahel war schön, und das bemerkte Jakob gleich. Und der fernere Verlauf der Geschichte läßt durchblicken, daß Jakob hier am Brunnen gleich sein Herz verlor, und daß bei der etwas zu herzlichen Begrüßung der Verwandten wohl schon ein anderes Gefühl sich geltend machte. Wir wollen nicht fragen, was wohl Rahel bei diesem unerwarteten Gefühlsausbruch eines Fremdlings, dessen Toilette wohl ziemlich zu wünschen übrig gelassen haben mochte, gedacht habe. Sie ließ die Sache über sich ergehen und eilte zum Vater. Verletzt war sie immerhin dadurch nicht, wie die Folge zeigte.

Es wäre hier Gelegenheit, den heutigen Schwestern der Rahel allerlei nützliche Bemerkungen zu machen. Wir wollen, weil der Punkt gar delikat ist, nicht lange dabei bleiben. Sie werden gelegentlich schon noch Einiges hören. Jetzt nur das. Man sagt ihnen nach, sie hätten an den Männern gerade das gerne, wenn sie in entscheidenden Augenblicken muthig seien. Verzagte oder schüchterne Männer verspotten sie gerne. Wenn das so ist, so ist es recht thöricht. Viele Männer, und gewiß nicht die schlechtesten, sind den Frauen gegenüber oft recht schüchtern, oft verzagt, besonders wo es sich um etwas Wichtiges handelt.

Wir wollen aber zunächst bei Jakob bleiben und von ihm einiges lernen. „Es ist ein köstliches Ding, daß das Herz fest werde.“ Jakobs Herz war noch nicht fest. Weder die tiefe Trübsal, durch die er eben geführt wurde, noch die überaus herrlichen Erfahrungen von der Treue und dem Erbarmen seines Gottes hatten einen nachhaltigen Einfluß auf sein Wesen ausgeübt. Ein schönes Frauenangesicht genügt, ihn hinzureißen zu ungöttlichen Schritten. Er hat sofort

viel vergessen und nicht viel gelernt. Und wie viele Christen gleichen ihm! Ist Trübsal da, selbstbereitete Noth, da schreit das Herz zum Herrn und man meint, alle Thorheit sei nun für immer überwunden und der Leichtsinn geheilt. Sobald aber durch Gottes gnädige Hülfe der dunkle Weg wieder in's Freie ausmündet, so ist mit der Angst auch jeder gute Vorsatz vergessen. Das Gebet wird seltener und lauer, der Blick richtet sich wieder auf die Welt, statt nach Oben, und das vorher so verzagte Herz ist wieder trotziger und leichtsinniger, als vorher. Da hat dann der Versucher gewonnenes Spiel. Leicht reißt er das schwache Herz in neue, größere Unvorsichtigkeit und schlägt uns Wunden, die nimmer ganz vernarben. „Herr, habe acht auf mich!" „Hilf wachen und beten!"

Jakob war fest gefangen. Kaum einen Monat war er im Hause, als er feierlich bei Laban um Rahel wirbt und sie um theuren Preis erkauft. Sieben Jahre dient er um sie.

Diese Handlung des Jakob hat etwas Löbliches, Poetisches, etwas Heroisches und zeugt von wahrer, tiefer Liebe zu Rahel. Sie ist um so bemerkenswerther, je mehr man sie mit den Eheschließungen unseres Geschlechtes vergleicht. Wie selten ist doch eine wirkliche Liebe, eine Liebe, die auch zu einem Opfer fähig wäre, das Motiv der Eheschließung von Seiten unzählig vieler Männer. Wie oft sind es niedrige Beweggründe, die vielleicht oft dem Manne selber nicht vollkommen zum Bewußtsein kommen, deren sich aber jeder ehrenhafte Mann schämen sollte. Müßte aber gar heute der Mann seine Frau — ohne alles Weitere — um so theuren Preis erwerben, wie wenig Männer hätten da wohl Muth und Charakter genug! Jakob dient sieben Jahre um Rahel „und es däuchte ihn, als wären es Tage, so lieb

hatte er sie" — und dann bekam er sie erst nicht, sondern durch Betrug seines Schwiegervaters die Lea. Da dient er um Rahel nochmals sieben Jahre! Wahrlich, in diesem Jakob steckte ein Charakter, ein ganzer Mann, der wußte, was er wollte; der in Herzenssachen seiner nicht spotten ließ, dem die Liebe etwas Heiliges war, — ein Mann, wie die Weltgeschichte nur wenige aufweist und unsere Zeit vielleicht keinen. Das war keine Schwärmerei, wie sie wohl auch heute vorkommt und sich oft tief verirrt bis zum Selbstmord; nein, das war eine treue, wahre Liebe, die vierzehn Jahre lang den schwersten Dienst ertrug, ohne zu wanken.

Aber nun eine andere Frage. War Jakobs Liebe zu Rahel auch göttlich und seine Ehe mit ihr nach Gottes Willen? Nach der bisherigen Betrachtung könnte man es glauben. Man sollte denken, daß etwas so Tiefes und Inniges, wie Jakobs Liebe zu Rahel, nur von Gott gewirkt sein könnte, — und doch ist dem nicht so. Jakob hat entschieden nicht nach Gottes Willen gehandelt.

Vor allem fällt die große Eile auf, mit der er die Sache betreibt. Er kannte wohl die schöne Geschichte, wie einst der treue Eliefer es angriff, als er für seinen Vater auf Werbung ausgesandt wurde, aber gelernt hat er von dem treuen Knechte nichts. Er frägt nicht seinen Gott um Rath, er bittet nicht um Seine Leitung. Er handelt nach eigenem Eindruck, nach sinnlicher Rücksicht. Er kommt nicht zur Besinnung in den ersten vier Wochen, nicht in den sieben Jahren, nicht nachdem er mit Gottes Zulassung die Lea zum Weibe hatte. Es scheint, daß er in dieser Sache überhaupt nicht nach Gottes Willen fragte, sondern seinen Willen durchsetzen wollte. Und das ist immer schlimm.

Er hat sich damit zwei Frauen aufgeladen, was gewiß gegen Gottes Willen war, wenn es auch vor Menschen zu jener Zeit anders beurtheilt wurde, als heute. Er hat sich damit ein trauriges, heimatloses Familienleben bereitet,

voll Neid und Streit, voll Unfrieden und Herzeleid. Das war nicht nach Gottes Willen so, sondern das war Folge seines Eigenwillens. Des Menschen Wille ist nie sein Himmelreich, aber oft seine Hölle.

Am meisten aber spricht das gegen Jakob und Rahel, daß nicht sie, sondern Lea die Stammmutter des Heilandes wurde. Jakob war der Träger dieser großen Verheißung. Wie Gott ihn dazu aus Gnaden erwählt hatte, so hatte er gewiß auch die Gehülfin des Jakob dazu vorherbestimmt, und das war nicht die schöne Rahel, sondern die geringe Lea „mit den blöden Augen.“ Der Herr sieht eben das Herz an und nur der Mensch sieht auf das, was vor Augen ist, und läßt sich leider immer wieder dadurch bestimmen. Es ist des großen Gottes freundliches Thun, „das Unedle vor der Welt, und das Verachtete, und das da nichts ist zu erwählen, auf daß sich vor ihm kein Fleisch rühme.“ Hätte Jakob in dieser wichtigen Sache nüchtern gehandelt, sie betend vor Gott gebracht, Gottes Willen allein treffen wollen, so hätte ihn Gott gewiß sicher geleitet und er wäre auch mit einer äußerlich weniger schönen Frau ein glücklicherer Mann geworden, als er es so wurde. Jedenfalls hätte er sich und seinem Hause viel Herzeleid erspart. Wie viel Gottesarbeit gehörte noch dazu, wie viel Liebe und Ernst, wie viel Zerbrechen und Angst, bis Jakob frei von sich selbst wurde und sich einfältig und kindlich der Führung seines Gottes überließ!

Möchten doch die Menschen glauben, daß unser Gott ein treues Aufmerken auf uns hat, daß er unsern Lebensweg geordnet, bis in's Kleinste überdacht hat. Möchten besonders junge Leute glauben, daß der Herr jedem ein freundliches Loos, ein wahres, wenn vielleicht auch bescheidenes Glück bereitet hat. Wenn er die Haare unseres Hauptes gezählt, und keines zur Erde fällt ohne seinen Willen, so läßt er dich auch in größeren Dingen nicht allein. Beson=

ders bei dem wichtigsten Schritte deines Lebens, bei der Wahl deines Gatten, leitet er dich, wenn du dich leiten lässest. Thust du das, wartest du auf deinen Gott, gehst du nicht eigene, selbstgewählte Wege, so wirst du wohl fahren.

Wir wollen aber hier Veranlassung nehmen, ein offenes Wort an die Frauen, an die christlichen Mütter und Jungfrauen zu richten. Jakob gründete seinen Hausstand. Eine traute Heimat aber fand er in demselben nicht. Das war nächst seiner eigenen Schuld besonders die Schuld seiner Frauen.

---

2. Ein Wort an die Frauen.

Es ist ein ebenso wichtiges als schwieriges Thema, zu dessen Besprechung wir gehen. Schwierig, weil wir ja nicht blos die schöne, die ideale Seite desselben besprechen dürfen, sondern weil wir uns alsbald erinnern müssen, daß gerade auf diesem Gebiete die Wirklichkeit so weit hinter dem Ideal zurückbleibt. Hier hat ja die Sünde die größten Zerstörungen angerichtet.

Es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß die Frau in unserem gesellschaftlichen Leben die erste Stelle einnimmt. Alles dreht sich — mehr als man es auf den ersten Blick glauben möchte — um das weibliche Geschlecht. In der Familie, bei geselligen Vereinigungen, öffentlichen oder privaten, beherrscht das weibliche Geschlecht meist unbewußt die Gesellschaft. Die Männer sind in Gegenwart von Frauen alsbald ganz anders, geben sich besser oder schlechter, je nachdem die Frauen sind, mit denen sie verkehren. Die Männer sind leider häufig genug den Frauen gegenüber das schwache Geschlecht. Die Frau kann in den meisten Fällen aus dem Manne machen, was sie will. In kleinen wie in großen, in guten wie in bösen

Dingen kann mancher Mann, wie Adam, von seiner Frau sagen: „Das Weib, das du mir zugesellet, gab mir von der Frucht, und ich aß.“ Zu allen Zeiten gieng in sittlicher Beziehung das meiste Gute oder Böse vom weiblichen Geschlechte aus. Die Arbeit, das Schaffen und Streben, die Kunst, die Freude und das Vergnügen, alles dreht sich in engeren oder weiteren Kreisen um die Frau, oder hat sie im Hintergrund. Wenn man die Thaten manches großen, in der Geschichte epochemachenden Mannes analysiren und den Antheil, den Frauen, etwa eine Mutter oder Gattin, daran hatten, davon abziehen könnte, wie wenig eigenes bliebe da manchem übrig! Und wenn man aus dem Leben manches Helden der Bosheit, sei er König oder Bettler, den Antheil ausscheiden könnte, der auf Rechnung der Frauen kommt, die in sein Leben eingegriffen, wie ganz anders würde sich das Resultat gestalten!

Wenn wir diese Bemerkungen vorausschickten, so thaten wir es nur, um die wichtige Stellung, welche die Frau in unserer Gesellschaft einnimmt, hervorzuheben, und ihr die große Verantwortlichkeit nahe zu legen, die daraus für sie erwächst. Es ist wahrlich von der größten Bedeutung, daß die Frau sich ihres Einflusses bewußt werde, damit sie ihn in rechter Weise ausübe. Der Frau wird zu wenig gesagt von dem, was auf ihre Rechnung kommt, wofür sie die Verantwortung trägt. Wie ganz anders wäre die Gesellschaft, wie ganz anders würde es in den Familien aussehen, wenn die Frauen anders wären, wenn sie ihren Einfluß mit Bewußtsein zum Guten ausübten, wenn sie ihrer Verantwortlichkeit mehr eingedenk wären. Wenn wir das ungeheure materielle und geistige Elend, das auf der Menschheit lastet, das namenlose Leid, das tiefe Verderben, die drückende Noth ansehen, — wir wollen den Antheil der Männer daran nicht schmälern, müssen aber doch behaupten, daß viel, wenn nicht das meiste davon, den Frauen zur Last fällt, ohne daß

viele von ihnen eine Ahnung davon haben, so sehr sie selbst darunter leiden.

Den großen Einfluß, von dem wir sprechen, hatten die Frauen freilich nicht immer, und haben ihn noch heute nicht allerwärts. Erst das Christenthum, das Evangelium, gab der Frau die dem Manne ebenbürtige Stellung. Das Heidenthum kannte und kennt sie bis heute nicht. Wir wollen nicht auf den nahe liegenden Gedanken eingehen, daß die Christenheit von einem Extrem in's andere fiel, daß sie den Frauenkultus zu weit treibt, daß sie die Frau um ebenso viel über ihre natürliche Stellung erhebt, als das Heidenthum sie darunter erniedrigt. Wir wollen auch die Schäden nicht aufzählen, die aus diesem ungesunden Zustande erwachsen; wir wollen vielmehr den Frauen alle die Achtung und Huldigung, die ihnen die Gesellschaft darbringt, von Herzen gönnen, dürfen aber nicht unterlassen, sie an die daraus entspringende erhöhte Verantwortlichkeit zu erinnern. „Welchem viel gegeben ist, bei dem wird man viel suchen." Ganz besonders liegt uns aber daran, die Frauen an die besondere Pflicht der Dankbarkeit gegen den Herrn und sein Evangelium zu mahnen, dem sie gerade so unendlich viel zu verdanken haben. Das Evangelium hat uns allen Erlösung von der Sünde, Freiheit, Leben und Seligkeit gebracht. Den Frauen hat es aber außer diesen geistlichen Gaben auch noch eine unschätzbare irdische Gabe zugetheilt. Es hat sie aus der tiefen Schmach und Entwürdigung, aus der Werthlosigkeit, der Verachtung und der heidnischen Frauen-Sklaverei herausgehoben und sie wieder geadelt.

Dafür schuldet das christliche Weib dem Evangelium als seinem größten Wohlthäter ganz besonderen Dank. Diesen Dank soll jedes christliche Weib damit abstatten, daß es sich muthig auf seine Seite stellt, es bekennt und durch den oben berührten Einfluß überall zu fördern und zu verbreiten sucht. Die Frauen wären allerwärts die besten Mis-

sionare für die innere Mission, wenn sie es sein wollten. Sie können in der Familie und in der Gesellschaft dem Evangelium unendlich viel Vorschub leisten, Eingang verschaffen, Achtung und Liebe dafür erwecken, ihm Freunde werben, wenn sie wollen, wenn sie ihre Pflicht erkennen, wenn ihnen selbst das Evangelium theuer ist. Die heil. Schrift sowie die Geschichte der apostolischen Kirche stellen uns eine Reihe leuchtender Beispiele von christlichen Frauen vor Augen, die diesen hohen Frauenberuf erkannten und übten und dem Evangelium ihren Dank zahlten durch ein Leben stiller, freudiger, hingebender Liebe in seinem Dienste. Diese herrlichen Bilder einer Maria, der Mutter des Herrn, einer Maria und Martha zu Bethanien und vieler andern, jener christlichen Heldinnen der ersten Jahrhunderte der Kirche — sie sollten von unseren heutigen Frauen mehr angeschaut, mehr studirt und dann mehr nachgeahmt werden. Da würde dann auch von selbst eine stille, reiche, segensvolle Thätigkeit in der Familie sich entfalten, wovon man bald die Wirkungen im öffentlichen Leben spüren würde. Da würde mancher Mann nach seiner Berufsarbeit lieber im heimatlichen, frohen Familienkreise weilen, als in irgend einer Gesellschaft bei Bier und Wein. Da würde für manches Kindlein die — wenn auch arme Hütte zu einer lieblichen Heimat werden, zu einem Ort, wo es tief innerlich glücklich ist, weil es selige Himmelsluft athmen darf. Da würde manches Kind in's Leben hinaus treten weniger arm, weniger leer. Da würden die Schulen, die Straßen und öffentlichen Plätze, die Werkstätten der Arbeit, die Gerichtsstuben und Rathssäle des Volkes bald ein anderes Bild darbieten, — denn die Mütter erziehen das Volk.

Vernachlässigen aber die Frauen diese ihre hohe Pflicht, vergessen sie ihren Dank gegen den Herrn, so werden die Folgen am schwersten auf sie selbst zurückfallen. Lassen unsere Frauen das aus den Familien immer mächtiger aus-

strömende moderne Heidenthum noch mehr überhand nehmen, so wird das vom Evangelium entleerte Haus von noch viel schlimmeren Geistern heimgesucht werden, als der früher ausgetriebene einer war, und die letzte Sklaverei des Weibes wird noch fürchterlicher sein, als die erste. Im unchristlichen Heidenthum hört man wohl von Polygamie (Vielweiberei); im Lager des modernen antichristlichen Heidenthums spricht man ungenirt von Weibergemeinschaft. Welche Sklaverei die härtere, welche Erniedrigung des Weibes die schmachvollere wäre, die, aus der es errettet ist, oder die, der es entgegen geführt werden soll, — auf diese Frage wird die Antwort auch dem Einfältigsten klar sein. Verzeihet mir daher, liebe Mütter, verzeihet mir alle Frauen, die ihr dieses leset, wenn ich euch meinen ganzen Gedanken hier frei und offen sage. Es ist eine Schande und eine Schmach für das ganze christliche Frauengeschlecht, daß Leute es in unserer „Zeit der Bildung“ überhaupt wagen dürfen, von solchen Dingen, wie ich sie vorhin berührte, zu reden, offen und ungescheut in dem Programm ihres Strebens eure Erniedrigung, ja die tiefste Erniedrigung des Weibes auszusprechen, ohne daß ein Schrei der Entrüstung durch eure Reihen geht, ohne daß ihr alle aufstehet wie ein Mann, um dagegen zu protestiren. Es ist eine Schande für jede christliche Mutter, von der Königin bis zur Bettlerin, daß die Annalen unserer Zeitgeschichte solche Dinge zu verzeichnen haben. Wohl ist die Gefahr noch nicht vor der Thüre; wohl ist es noch im Anfang begriffen dieses schändliche Streben, und einstweilen nur von einer einzigen socialen Partei verfolgt: allein wir sind auch schon, ohne zu erröthen, an den Anfang gewöhnt, wie man sich in unserer Zeit überhaupt leicht an alles gewöhnt. Dieser Anfang, der die Frauen an ihre Verschuldung mahnt, sollte alle Frauen auch an ihre heilige Pflicht mahnen, weil er schon jetzt eine freche Verachtung des Weibes ausspricht.

Aber was soll ich als einzelne Frau oder Mutter dagegen machen? So wird wohl manche fragen. Die Antwort ist nicht schwer. Die äußere Macht des modernen Staates wird wohl vorläufig die Gefahr abwehren. Allein es könnte eine Zeit kommen, wo diese Macht nicht mehr ausreicht, wenn nicht indessen von anderer Seite geholfen wird. Diese andere Seite ist die Familie, genauer gesagt: die Familienmutter. Jede läßt eine Anzahl Kinder aus der Familie in's Leben ziehen, die entweder das Evangelium im Herzen tragen und damit der Sünde männlich widerstehen können, oder die leer ausziehen und dadurch den Feind direkt oder indirekt unterstützen. Die sogenannte sociale Frage muß von der Familie aus gelöst werden, wenn sie ihre richtige Lösung finden soll.

Doch damit wollen wir die allgemeinen Bemerkungen über die Pflicht der Frauen schließen, und noch in Kürze versuchen, das Bild der christlichen Mutter im Lichte des Wortes Gottes zu zeichnen.

Nachdem der Apostel in 1 Tim. 2, 8 den Männern ihre Aufgabe angewiesen hat: „daß sie beten an allen Orten und aufheben heilige Hände, ohne Zorn und Zweifel," wendet er sich an die Frauen und fährt im 9. Verse fort: „Desselbigen gleichen die Weiber, daß sie in zierlichem Kleide, mit Scham und Zucht sich schmücken." Und Vers 15: „daß sie bleibe im Glauben, und in der Liebe, und in der Heiligung, sammt der Zucht." — Und Petrus richtet eine ähnliche Mahnung an seine weiblichen Gemeindeglieder, wenn er sagt, 1 Petr. 3, 1—4: „Deßgleichen sollen die Weiber ihren Männern unterthan sein, auf daß auch, so etliche nicht glauben dem Worte, sie durch der Weiber Wandel ohne Worte gewonnen werden; wenn sie ansehen euren keuschen Wandel in der Furcht. Deren Schmuck soll nicht aus-

wendig sein mit Haarflechten und Goldumhängen, oder Kleideranlegen; sondern der verborgene Mensch des Herzens, im unvergänglichen Wesen des sanften und stillen Geistes; das ist köstlich vor Gott."

Aus diesen Stellen treten uns zwei Punkte besonders entgegen, auf welche wir unsere Betrachtung beschränken wollen: Das innere Leben der christlichen Hausmutter, und ihre äußere Erscheinung.

Das innere Leben der christlichen Frau zeichnet uns Petrus, wenn er uns den vor Gott kostbaren Schmuck des verborgenen Menschen nennt, der bestehe im unvergänglichen Wesen des sanften und stillen Geistes. Und Paulus thut dasselbe in den Worten: „Wenn sie bleibet im Glauben, in der Liebe, in der Heiligung." Dieser innere Grundcharakter des christlichen Weibes wird weder gewonnen noch erhalten durch eigene, natürliche Kraft. Der sanfte und stille Geist, der Glaube, die Liebe, die Heiligung sind Früchte des Gebetes, des beständigen Umganges mit dem Herrn. Dies deutet auch Paulus durch den Uebergang an, wenn er vorher den Männern die Pflicht des Gebetes an's Herz legt und alsbald fortfährt: deßgleichen auch die Weiber. Aber auch wenn es nicht in der heil. Schrift nahe gelegt wäre, müßten wir doch zuerst vom Gebet, als von der Quelle aller Kraft sprechen.

Allerdings sollten wir hier auch sogleich auf den Unterschied zwischen dem Gebet des Mannes und dem der Frau hinweisen. Dem Mann liegt ob, den Familiengottesdienst zu leiten, als Hauspriester das laute Gebet vor der Hausgemeinde zu sprechen. Die Frau aber weist der Apostel in die Stille des Herzens. Sie soll also das stille Gebet, das „Gebet ohne Unterlaß" pflegen. Sie hat die heilige Flamme im Familientempel, auf dem Altar ihres Herzens zu unterhalten. Wir meinen nicht, daß dem Manne das Wort vom Gebet ohne Unterlaß nicht auch gelte, allein er

kann es oft in seinem öffentlichen Berufe nicht so üben, wie es im Kreise jeder Familie geübt werden soll, darum hat ihm Gott eine Gehülfin gegeben, die gewiß nicht nur leiblich, sondern auch geistlich um ihn sei, die ihn mit ihrem Gebet umgebe.

Also auch die Frau hat Priesterarbeit im Kreise ihrer Familie zu thun. Eins geworden mit dem Manne, hat sie auch Antheil an dem priesterlichen Amte desselben, hat die mehr grundlegende Geistesarbeit des Mannes fortzuführen, zu erweitern, zu vollenden. Der Einfluß des Gebetes in der Famile kann für ihr äußeres und inneres Gedeihen nicht hoch genug angeschlagen werden. Das Gebet ist nächst dem Worte Gottes die alles tragende und gestaltende Macht des Hauses, der Pulsschlag und der Athem des geistigen Zusammenlebens der Familie. Das Gebet ist die Seele der Familie. Wo diese Seele fehlt, da ist kein Leben, da gleicht die Familie einem Leichnam. Wo aber das Leben fehlt, da fehlt alles; da ist von Freude, Friede, Glück nichts zu spüren, da wohnt der Tod, und Todesleid. Weil aber doch jedes Glied der Familie einen Durst nach Freude, ein tiefes Sehnen nach Glück und Wohlsein empfindet, so sucht es, diesen Durst auf anderem Wege zu stillen, — es wendet sich zu den löcherichten Brunnen der Welt, zu den trüben Wassern außer dem Hause, die wohl Anfangs süß schmecken und betäuben, die aber eine herbe Bitterkeit enthalten, welche das einzelne Leben wie das ganze Familienleben verbittern.

Jede Mutter aber ist dafür verantwortlich, ob die Glieder ihres Hauses bei ihr Wohlsein, ob sie in ihrer Nähe eine Heimat finden, ob im Hause der tiefe Durst nach Glück, zu dem jedes Herz angelegt ist, gestillt wird, oder ob die Durstigen sich damit anderswohin wenden müssen. Ich sage, die Mutter sei dafür verantwortlich. Denn die Mutter ist die Familie; sie prägt der Familie ihren Charakter auf; wie sie ist, so ist die Familie. Wir nennen den Vater das

Haupt des Hauses, die Mutter aber dürfen wir getrost das Herz der Familie nennen. Das Herz aber gibt dem Menschen seinen Werth oder Unwerth, nicht der Kopf. Mancher Mensch hat „einen guten Kopf“ und ist doch nichts werth, wird doch ein verkommener Mensch, weil er ein schlechtes Herz hat. Umgekehrt gibt es viele, die „nicht viel Kopf“ haben und die es gleichwohl zu etwas bringen im Leben, die geachtet und geehrt sind, weil sie ein rechtschaffenes, redliches, treues Herz haben. So ist es aber auch in den Familien. Da kann das Haupt, der Mann, vortrefflich sein, und in der Familie sieht es äußerlich und innerlich doch überaus traurig aus, weil das Herz, die Mutter, nichts werth ist. Umgekehrt kann der Mann viel zu wünschen übrig lassen und die Familie kann doch eine liebliche Wohnung des Friedens sein, wenn die Mutter eine rechtschaffene, treue, fromme Hausfrau ist. Stehen aber vollends Kopf und Herz im Einklang und sind beide von vorzüglicher Qualität, sind Vater und Mutter ihrer hohen Ewigkeitsaufgabe sich bewußt und arbeiten sie in lieblicher Ergänzung miteinanden daran: so wird ihre Familie ein Bild seliger Harmonie darbieten, wird eine Heimath der Liebe auf Erden sein.

Möchten doch alle Mütter das hohe Privilegium des Gebetes erkennen; möchten alle den seligen Genuß des kindlichen Umganges mit ihrem Vater im Himmel erfahren; möchten alle schmecken und sehen, wie freundlich Er ist!

An Stoff für solch’ beständigen Herzensumgang mit Gott, für solch’ stilles Reden und Seufzen vor dem Vater, wird es doch wohl keiner Hausmutter fehlen. Im Gegentheil, — wie unendlich viel gibt es doch für ein hellsehendes Mutterauge täglich zu danken und zu bitten, wenn es auf sich selbst, in die Familie, auf den Gatten und auf die Kindlein blickt!

Auf sich selbst und in sich hat sie allerdings täglich zuerst ihr Augenmerk zu richten. Von ihr, als dem Herzen

der Familie, soll ja das dieselbe beglückende Leben ausgehen. In ihrem Herzen sollen sich, wie in einem Prisma, die Strahlen der göttlichen Liebe brechen und auf Andere vertheilen. Da hat sie selbst immer wieder ihr Herz, wie die Blume ihren Kelch, der himmlischen Gnadensonne zuzuwenden, um sich stets auf's Neue von den Strömen, die von Oben hernieder strömen, füllen zu lassen. Sie kann ja nur das geben, was sie selbst zuerst empfangen hat. Daß sie selbst immer fester gegründet werde im Glauben, ihr Vertrauen immer entschiedener auf die großen Gottesverheißungen setze, ihren Anker immer tiefer in Gott, als den Fels ihrer Hoffnung, hineinwerfe, sich immer inniger an die Vaterhand Gottes anklammere; daß sie, das schwache Weib, immer mehr Glaubenskraft von Oben anziehe, um alle Stürme, die über ihr Haus hereinbrechen, ruhig und getrost, freudig und siegesgewiß bestehen zu können; das ist die erste Aufgabe, welche der Apostel dem christlichen Weibe stellt, damit sie sich und die ihrigen selig mache.

Dieses innere Glaubensleben soll dann aber auch äußerlich hervortreten durch ein Bleiben in der Liebe. Und dies in doppeltem Sinne. Zunächst in dem Sinne, in welchem der scheidende Heiland seinen sich verwaist fühlenden Jüngern sagt: „Bleibet in meiner Liebe.“ Wie diese in der Liebe ihres erhöhten Herrn Trost in allem über sie kommenden Leide, Freudigkeit in aller Angst der Welt, Kraft in jeder Trübsal, Muth in allen Hindernissen ihrer mühevollen Arbeit finden sollten: so soll auch die christliche Mutter die Liebe, mit der sie sich von ihrem Heilande geliebt weiß, als ihr höchstes Gut betrachten. Diese erbarmende Liebe ihres Herrn, die alles Denken übersteigt, soll ihre Zuflucht sein in allen schweren Vorkommnissen ihres viel geprüften Lebens; sie soll die Sonne sein, in deren Strahlen sie sich immer am liebsten sonnt. Diese Liebe soll ihr Trost, ihre Wonne, ihr Glück sein, ohne welche sie nicht leben kann.

Die Liebe Jesu soll ihr bleibendes Lebenselement sein. — Daraus folgt dann von selbst die andere Seite der Bedeutung des Wortes: so sie bleibet in der Liebe. In dem engen Zusammenleben der Familie gibt es leider nur zu viel Veranlassung zur Störung der Liebe und des Friedens. Da soll die Mutter das zusammenhaltende Element, das Band der Liebe sein. Bleibet sie da nicht stets im Geiste der Liebe, verliert sie die Geduld, fällt sie in den lieblosen Ton, so geht bald alles aus den Fugen. Das stille Walten der geheiligten, unbesiegbaren Mutterliebe macht die Familie erst zu dem, was sie vor Gott sein soll. Sie ist die Sonne, welche alle Pflanzen zum fröhlichen und glücklichen Gedeihen bedürfen. Wo diese ausdauernde, alles überwindende, alles duldende, alles tragende, alles hoffende Liebe der Mutter fehlt, da gleicht das Familienleben einer kalten, öden, traurigen Winterlandschaft, wo unfreundliche Stürme alles Leben zerstören. Wie wichtig ist es daher, daß jede Mutter lerne zu bleiben in der Liebe ihres Gottes, und diese Liebe dann zu leben!

Aber auch das dritte Wort des Apostels für das persönliche Leben der Mutter: die Heiligung und Zucht, ist wichtig für sie und darf nicht übersehen werden. Ja dies Wort ist das wichtigste, weil es die Grundlage ist für die beiden vorhergehenden, im Besonderen die Quelle der Liebe. Sie soll täglich den Born des Heils aufsuchen, um alle Flecken, alle Schwachheiten, die sie noch an sich entdecken muß, abzuwaschen. Sie soll sich unabläßig unter die Zucht des heil. Geistes stellen, und sich willig auf alle verborgenen und offenbaren Schäden aufmerksam machen lassen. Nur in dem Maße, als sie durch tägliche Buße in der Heiligung wächst, wird sie auch im Glauben und in der Liebe zunehmen: das ist der vor Gott köstliche Schmuck des verborgenen Menschen des Herzens, mit dem sich zu schmücken Petrus seine Christinnen ermahnte.

Liegt da nicht ein reicher Stoff vor für das Gebet ohne Unterlaß der christlichen Hauspriesterin? Und wir haben doch erst von dem gesprochen, was sich bei einer Mutter ergibt im Blick auf sich selbst. Eine rechte Hausmutter darf aber nicht blos sich selbst leben. Es ist auch nicht genug, daß sie äußerlich den andern voll Hingebung lebt, innerlich aber nur für sich. Sie soll vielmehr auf beiden Gebieten das dienende, hingebende Mutterleben führen, und da muß sich ihr Blick vor allem auf den Mann und seine Bedürfnisse richten.

Welch' eine wichtige Gebetsarbeit hat doch da jede christliche Frau im Hinblick auf ihren Mann zu thun! Wir können diese Arbeit nicht besser schildern, als sie uns in jener vor viertausend Jahren in Israel erlebten Geschichte von Mose geschildert und illustrirt ist. Mose erzählt uns in 2 Mos. 17, 8—11: „Und es kam Amalek und stritt wider Israel, und Mose sprach zu Josua: Erwähle Männer, zeuch aus, und streite wider Amalek; morgen will ich auf des Hügels Spitze stehen, und den Stab Gottes in meiner Hand haben. Und Josua that, wie ihm Mose sagte, daß er wider Amalek stritte. Mose aber und Aaron und Hur giengen auf die Spitze des Hügels. Und dieweil Mose seine Hand empor hielt, siegte Israel; wenn er aber seine Hand sinken ließ, siegte Amalek." Diese tief bedeutungsvolle Geschichte hat Mose zunächst seinem Volke zur Lehre und Beherzigung aufbewahrt; sie behält aber für alle Zeiten ihre Bedeutung, und findet auf gar viele Verhältnisse ihre Anwendung. Ganz besonders lehrreich ist sie für die Hausmutter. „Der Mann muß hinaus in's feindliche Leben," wo er gar manchen Kampf mit Amalek zu bestehen hat, und wo er, wenn er auch ein treuer, tapferer Josua ist, doch nicht immer siegreich bleibt, wenn nicht im Hintergrunde Jemand die verborgene Mosesarbeit thut. Wie vielen Unannehmlichkeiten mit Menschen, Widerwärtigkeiten im Ge-

schäft, Mißlingen in der Arbeit, Enttäuschungen seiner Hoffnungen; wie vielen Anfechtungen, Reizungen, Versuchungen zur Sünde in Gedanken, Worten, Thun und Unterlassen ist doch der Mann ausgesetzt im Verkehr mit der Welt, im Umgang mit egoistischen Weltkindern! Wie manche Niedergeschlagenheit und Muthlosigkeit, Bitterkeit und Mißmuth, Ungeduld und Schwachheit bemächtigt sich oft da seines Herzens! Wie manche Niederlage, wie manche Wunde wird seinem inneren Menschen beigebracht! So kommt mancher Mann, der morgens fröhlich auszog, Abends mißstimmt und geschlagen nach Hause. Findet er dann zu Hause niemand, der ein Verständniß für seinen Zustand hat; niemand, der mit dem Balsam der Liebe, mit einem Wort des Trostes ihn erquickt; fühlt er sich mit all' seinen Kämpfen einsam, und ohne Beistand: wie traurig ist dann sein Leben, wie bald wird er allen Halt verlieren. Da liegt eine heilige Aufgabe für die christliche Frau. „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, ich will ihm eine Gehülfin geben, die um ihn sei." Diese heilige Aufgabe, als Gehülfin des Mannes hat sie in zweifacher Weise zu erfüllen. Zunächst damit, daß sie den Mann in seinen Kämpfen von der verborgenen Stille aus unterstützt; daß sie ihn mit ihrem Gebet ohne Unterlaß begleitet; daß sie für seine Arbeit den Segen Gottes und Gelingen erfleht; daß sie ihn der treuen Obhut des Herrn ohne Unterlaß befiehlt, so daß ihre Gebetsseufzer ihn wie eine feurige Mauer schützend umgeben und er sich getragen fühlt von einer unsichtbaren Macht. Sodann hat sie den ermüdeten und oft verletzten Mann bei seiner Heimkehr mit jenem Balsam einer herzlichen, aus den Tiefen Gottes geschöpften Liebe zu pflegen, durch ihren Glauben den seinigen wieder aufzurichten, alle Wolken, die sich über ihn gelagert, zu zerstreuen und ihm wieder zu der völligen Ruhe des Herzens in Gott zu verhelfen. Einer aufmerksamen Frau kann, mit ihrem weiblichen Zartgefühl, die Stimmung

des Mannes nicht entgehen. Was dem Manne vielleicht selbst noch nicht ganz zum Bewußtsein gekommen ist, das erräth und fühlt sie, das läßt sie nicht sitzen, sondern legt Hand an und ruht nicht, bis völlige Ruhe und Harmonie wieder hergestellt ist. Wo eine solche Hausfrau waltet, wie zieht es da den Mann nach Hause! Wie eilt er heim, wenn die Feierstunde schlägt! Wie werden ihm da die Stunden im Familienkreise so köstlich, so theuer!

O, ihr lieben Hausfrauen, warum klaget ihr so viel, und warum habt ihr so viel zu klagen über eure Männer, über die Enttäuschungen eurer Hoffnungen, über erkaltete Liebe? Klaget nicht mehr. Leget muthig Hand an! Thut in aller Stille, mit rechter Treue, die oben geschilderte Arbeit, diese *selige* Arbeit, und bald werdet ihr erkennen, wo bisher der Fehler war. Ihr werdet erkennen und erfahren, daß das Gebet eine Macht ist, daß „alles möglich ist dem, der da glaubet;“ werdet erfahren, daß es doch auf Erden ein Glück gibt, ein wahres, volles, tiefes Glück.

Noch aber sind wir mit dem geistlichen Arbeitsfeld der Hausmütter nicht zu Ende. Ein weiteres Gebiet für ihr Gebetsleben zeigt sich uns, wenn wir *in die Familie* im Ganzen und *in den Kinderkreis* im Besonderen blicken. Möge dabei niemand denken, daß wir der Frau zu viel zumuthen, ihr zu viel aufbürden. Wir beabsichtigen vielmehr ihr Erleichterung zu verschaffen, ihr zu sagen, wie sie ihrer Bürden los werden könne. Es gibt *eine* Arbeit, die alle Arbeiten erleichtert: — die *Arbeit des Gebets*. Und diese Arbeit wird, als Ausnahme von allen andern, zur Lust und Wonne, je länger und je eifriger man sie treibt. Deßhalb wollen wir getrost auch noch dieses dritte Hauptarbeitsfeld anschauen, das die Mutter zu bebauen und zu bethauen hat.

Unser Leben und besonders das der Frau im engen Kreise der Familie ist zusammengesetzt aus *Kleinigkeiten*.

Diese einzelnen Kleinigkeiten sind jedoch von der größten Bedeutung für das Ganze, weil sie eben alle zusammen das Ganze ausmachen. Darum auch der Herr so großen Werth auf die Treue im Kleinen legt. Wie schwer aber ein Leben durch viele kleine, stets wiederkehrende unangenehme Dinge gemacht wird, das muß jeder, und besonders jede Hausmutter mehr oder weniger erfahren. Wir wollen nun nicht alle die denkbaren und undenkbaren kleinen Unannehmlichkeiten im Leben einer Hausmutter aufzählen. Wir wüßten kaum, wo anfangen und wo enden. Wir wollen nur im allgemeinen hinweisen auf die täglich wieder an sie herantretenden alten und neuen Sorgen; auf die tausend Prüfungen, Geduldsproben, Geduldsarbeiten; auf die kleinen und doch so störenden Unfälle: auf die Unarten, die bei Kindern oder Dienstboten, oder beiden zugleich immer wieder zum Vorschein kommen und das Mutterherz mit Leid und Schmerz erfüllen; auf all' die kleinen Quälereien, die wie Nadelstiche auf das empfindliche Gemüth der Frau eindringen, und mit denen sie nicht einmal den Mann behelligen darf, oder zu behelligen wagt, die sie niemand klagen kann, die sie eben ganz allein zu tragen, ganz allein in ihrem Herzen zu verarbeiten hat. Wie schwer und traurig ist doch ein Mutterleben an sich, wenn es nicht durch die Macht des Gebetes erhellt und erleichtert wird. Wohl gewöhnt sich manche Frau nach und nach an ihr trübes Loos und empfindet die Last nicht mehr so sehr; allein glücklich ist sie nicht, und noch weniger macht sie jemanden um sich her glücklich. — Und doch sind die Mittel vorhanden, um auch dieses Lebensgebiet zu erleichtern, zu verschönern und zu verklären. Wenn der Herr und ihm nach die Apostel in so lieblicher Weise ermahnen, „nicht zu sorgen, sondern alle Sorgen auf den Herrn zu werfen, weil Er für uns sorge"; wenn er uns ermuntert: „Bittet, so werdet ihr nehmen, daß eure Freude vollkommen sei": welch' ein seliges Privilegium der Sorgen-

freiheit thut sich da einer Hausmutter auf! Und wenn der Herr uns das unbegreiflich treue Aufmerken unseres Gottes auf seine Kinder als so weitgehend schildert, daß er „auch die Haare auf unserem Haupte gezählt habe," daß keines ohne seinen Willen zur Erde falle, daß nichts von ungefähr geschehe, sondern alle Dinge, auch die kleinsten, unter der Leitung der Vaterhand Gottes, unter seiner Zulassung, unter seinem Zusehen geschehen, „damit sie uns zum Besten dienen": welch' eine Aussicht der seligsten Ruhe in Gott öffnet sich da dem äußerlich so ruhelosen Mutterleben! Und wenn der Herr sagt: „Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig": so stellt er damit jedem Weibe, die der großen Aufgabe gegenüber ihre Schwäche fühlt, seine Gotteskraft zur Verfügung. Welche Entschuldigung oder Einrede man auch zu Gunsten seines ruhelosen, friedeleeren Lebens vorbringen mag: der Herr läßt sie nicht gelten. Er hat uns für alle Umstände unseres Lebens die herrlichsten Verheißungen gegeben, mit denen auch wir „in dem allem weit überwinden können, um deßwillen, der uns geliebet hat."

Wohlan denn, liebe Mütter! Lasset all' eure Sorgen, all' die Last, die euch drückt, immer wieder durch ein herzliches Seufzen und Flehen vor Gott kund werden. Sprechet alle Dinge, auch alle Kleinigkeiten, mit eurem Heilande durch. Saget gleich alles ihm. Schüttet oft euer Herz wieder vor ihm aus, wenn sich unbewußt wieder vieles angesammelt hat. Thut alle Dinge im Hause in Gemeinschaft mit dem Herrn. Leget ihm, dem guten Hirten, täglich eure Kindlein an sein treues Herz, mit allen den freudigen und schmerzlichen Erscheinungen, die ihr an ihnen beobachtet, und bald werdet ihr das stille, sanfte Säuseln der Nähe eures Gottes fühlen, seine Durchhülfe erfahren, in tausend kleinen und großen Dingen die Wunderhand eures Herrn sehen, und oft mit gerührtem Herzen erkennen, daß ihm auch das Kleinste nicht zu klein ist, daß er es ansehe und zu

eurem Besten ordne. Eine leuchtende Kette göttlicher Gnadenerweisungen wird sich bald durch euer Leben und um euch ziehen, und täglich werdet ihr neue Glieder hinzuzufügen haben. Wie ruhig und stille wird da das Herz! Wie lauscht es ergeben auf Gottes Schritte, auf sein helfendes Eingreifen! Wo sonst das Herz wohl aufgeregt, gereizt und erbittert worden wäre, wo die Umstände es in Sorge und Angst versetzt hätten, da bleibt es fest und unverzagt und harret des Herrn.

Freilich verzieht der Herr oft auch mit seiner Hülfe und zögert lange mit seinem Einschreiten aus weisen Gründen, die wir ja nicht immer auf den ersten Blick verstehen. Aber auch für solche Zeiten, wo wir mit Zion klagen müssen: „Der Herr hat mich verlassen, der Herr hat mein vergessen," Jes. 49, 14, hat uns der Herr mit Trost versorgt. Nicht nur bringt der Prophet sofort die göttliche Antwort auf diese Klage: „Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme über das Kind ihres Leibes? Und ob sie desselbigen vergäße, will ich doch deiner nimmermehr vergessen!" sondern der Heiland hat uns für solche Zeiten noch ganz besonders tröstliche Worte gegeben. So besonders in dem Gleichniß von der Witwe und dem ungerechten Richter, Lucä 18, 1—7, das er mit den Worten schließt: „Sollte aber Gott nicht auch retten seine Auserwählten, die zu ihm rufen Tag und Nacht? Ich sage euch, er wird sie erretten in einer Kürze!" — In solchen Zeiten soll sich unser Glaube durch ein doppelt brünstiges Gebetsleben bewähren. Nicht nur sollen wir mit dem Psalmisten sprechen lernen: „Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott! denn ich werde ihm noch danken, daß er meines Angesichtes Hülfe und mein Gott ist!" sondern wir sollen auch immer muthiger und vertrauensvoller von unserem herrlichen Kindesrecht vor Gott Gebrauch machen lernen.

Damit könnten wir diesen Theil unseres Gegenstandes abschließen. Allein es drängt sich mir noch ein Punkt vor Augen, den ich nicht los werden kann, und über den ich daher noch einige Bemerkungen beifügen will. Ich meine die mütterliche Fürbitte für die aus der Familie ausgetretenen Kinder.

Unsere leichten Verkehrsmittel, die Verdienstverhältnisse unserer Zeit, ein allgemeiner Zug der Unzufriedenheit mit den bisherigen Umständen und viele andere Ursachen bringen es mit sich, daß die Familienglieder nicht mehr so lange beisammen bleiben, wie in früherer Zeit. Reiche wie arme Familien gehen, wenn auch aus verschiedenen Ursachen, frühe auseinander. Es ist begreiflich, daß dadurch das Familienleben sowohl als die öffentliche Gesellschaft, das Volksleben, eine Umgestaltung erleiden. Wir können diese Umgestaltung kurz ausdrücken: das Familienleben verliert an Gehalt, und das Volksleben — gewinnt nichts daran. Der ruhige, würdige Ernst verschwindet immer mehr aus allen Gebieten des Volkslebens, und ein jugendlicher Leichtsinn wird der tonangebende, herrschende Charakter desselben. Und in dieses Leben hinaus muß eine christliche Familienmutter so früh wie möglich ein Kind nach dem andern ziehen lassen! In dieser Gesellschaft hat sie oft die Mehrzahl ihrer Familienglieder zerstreut stehen! Welch' eine Aufgabe tritt da an eine treue Mutter auf's neue heran! Ein Mutterauge kann und darf nicht blind sein für die Gefahren, die draußen ihre Kinder umgeben, und die um so größer sind, je jünger und unerfahrener die ausziehenden Kinder sind. Der Jüngling hat einen Zug zur Gemeinschaft, zur geselligen Vereinigung. Da treten ihm nun in jeder Stadt, in jedem Städtchen alsbald eine Menge Vereine entgegen, die um seine Mitgliedschaft werben. Denn wo bestände heute nicht ein Gesangverein, ein Turn- oder Schützenverein, ein Handwerker- oder Gesellenverein, ein Ver-

ein junger Kaufleute, ein Lehrerverein, ein liberaler, demokratischer oder radikaler Verein, jedesmal mit dem entsprechenden Apparat der Fahne, des Vereinslokals, das natürlich meistens ein Wirthshaus sein muß, des Präsidenten und Comités, das die Beiträge einzieht und die Feste veranstaltet, mit dem obligaten Anhängsel von Lustpartieen, Vereinsbällen und Stiftungsfesten! Wer kann da widerstehen? Wie kann ein unerfahrener Jüngling auf die Dauer diesen Versuchungen und Gefahren entgehen? Denn Versuchungen und Gefahren sind es. Wir haben nichts gegen das Prinzip der geselligen, fröhlichen Vereinigung der Jünglinge. Auch das Wort Gottes gestattet dem Jüngling, sich zu freuen in seiner Jugend. Aber wer sollte nicht einsehen, daß das heutige Vereinsleben nichts mehr von harmloser Fröhlichkeit an sich trägt? Wer könnte leugnen, daß es immer mehr ausartet in ein leichtsinniges Wirthshausleben, bei welchem Geist und Körper unserer Jugend zerrüttet wird? Muß es nicht jeden Menschen, der ein Herz für unsere Jugend hat, mit tiefem Schmerz erfüllen, zu sehen, auf welchen Wegen die große Mehrzahl unserer Jünglinge wandelt? Gehört es doch in den meisten der genannten Vereine zum guten Ton, über die Kirche, über Gottes Wort, über das Gebet sich erhaben zu dünken, wo nicht gar darüber zu spotten. Wenn ich die große Schaar der deutschen Jünglinge, die mich umgeben, und ihr Leben betrachte, so werde ich von tiefem Mitleid für sie erfüllt. Ich klage sie nicht an, aber ich denke an ihre Mütter, deren Werk sie sind, und an deren Verantwortlichkeit. — Wir wollen nicht ausführlich von den andern Gefahren, die unsere Töchter in einer eitlen, verdorbenen Gesellschaft umgeben, sprechen. Jeder kennt sie. Ich möchte darüber lieber eine kurze Geschichte aus meinen jüngsten Erfahrungen anbringen, weil sie geeignet ist, den Müttern, zu denen ich spreche, eine Lehre zu geben. Eine Tochter tritt aus einer braven, strengen Familie in die Welt hinaus.

Eine Zeit lang geht alles gut. Da nähert sich ihr ein junger Mann. Sie schenkt ihm bald arglos Vertrauen. Er gibt redliche Absichten vor und verspricht ihr die Ehe. Sie werden immer vertrauter, und endlich kommt die Stunde des Falls. Der junge Verführer verschwindet, und die Angst vor dem strengen Vater hält die verzweifelnde Tochter ferne. Sie kommt heimlich nieder und ermordet ihr Kind. Es wird aber entdeckt, und sie sitzt als Kindsmörderin für 5 Jahre im Gefängniß. Noch weiß die Familie nichts davon. Ich ermuntere sie, ihren Eltern zu schreiben. Da kommt alsbald der Bruder, um zu sehen, ob es wirklich seine Schwester sei, die geschrieben, denn der Vater wolle es nicht glauben!

Ja, ihr lieben Väter und Mütter, sollen unsere Kinder, Söhne oder Töchter, ihren Weg unsträflich gehen, so ist es mit einer strengen Zucht und mit ernsten Ermahnungen nicht gethan. Nicht die besten Grundsätze, nicht Reichthum, nicht Stellung, nicht Bildung, nicht Umgebung können sie schützen. Der Feind findet überall Zugang. Seine List und Beharrlichkeit überwindet alle äußerlichen Hindernisse. Wenn die Macht der Versuchung und die Gunst der Umstände sich zusammenfinden, so ist der Sieg über das schwache Herz entschieden. Sollen da unsere Kinder feststehen und vor langsamem Abweg oder jähem Fall bewahrt bleiben, so müssen andere Mächte zu ihrer Hülfe bereit sein. Und da kommt zuerst ein Mittel in Betracht, das zwar in das Kapitel der Erziehung gehört, das wir aber doch hier nennen müssen: die fromme christliche Erziehung. Auf die Frage: „Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen?“ antwortet die heil. Schrift: „Wenn er sich hält nach deinem Worte.“ Damit Gottes Wort ein Licht auf seinem Wege sein könne, muß er es in der Familie kennen und lieben gelernt haben. Unsere Kinder müssen das Eine, was Noth ist, gefunden haben, das Evangelium als den köst-

lichen Schatz im Herzen tragen, ihren Heiland, den guten Hirten, kennen und von Herzen lieben, wenn sie im Leben der Welt einen Halt haben, wenn sie im Strudel der Welt nicht untergehen sollen. Dann aber müssen sie von der Heimat aus unterstützt und getragen werden. Das Gebet der Eltern soll die feurige Mauer um sie her bilden, welche die Versuchung von ihnen abhält, auch wenn sie selbst in der Wachsamkeit nachlassen. Wüßte mancher Jüngling, manche Jungfrau, daß zu Hause täglich für sie gebetet würde; träte ihnen in den Stunden der Schwachheit das Bild einer betenden Mutter vor die Seele: o, wie würde sie das erfassen, zurückhalten, wieder zurückführen! Das gläubige Gebet einer Mutter ist auch hier eine Macht, eine siegreiche Macht, die schützt und bewahrt, die das Verlorene rettet und wiederbringt. —

Betrachten wir nun noch aus des Apostels Worten in Kürze

Der Mutter äußere Erscheinung.

Diese deutet Paulus in den Worten an: „Daß die Weiber in zierlichem Kleide mit Scham und Zucht sich schmücken," und Petrus, wenn er die christlichen Frauen ermahnt zu einem „unterthänigen, keuschen Wandel in der Furcht, deren Schmuck nicht äußerlich sein soll in Haarflechten, Goldumhängen oder Kleideranlegen."

Die äußerliche Haltung der christlichen Frau schien den Aposteln nicht zu unbedeutend und zu geringfügig, daß sie ihr nicht ihre Aufmerksamkeit geschenkt und sie besonderer Ermahnung werth geachtet hätten. Diese Haltung ist auch allerdings von großer Wichtigkeit, weil sie von großem Einfluß auf ihre Umgebung ist. Durch ihre äußere Erscheinung offenbart die Frau nicht nur die Gesinnung ihres Herzens, den ganzen Charakter ihres inwendigen Menschen, sondern

sie macht auch dafür Propaganda, sie missionirt dafür. Sie predigt durch ihr Auftreten entweder Sittsamkeit, Zucht, Keuschheit, Ordnung, oder aber Eitelkeit, fleischlichen Sinn, Leidenschaft, Unordnung und Verschwendung. Sie predigt von den Früchten des Geistes, oder von denen des Fleisches. Sie missionirt für das Reich Gottes, oder für das Reich dieser Welt. Sie reizt zum Wandel auf dem schmalen Weg des Lebens, oder aber zum Wandel auf dem breiten Weg der Verdammniß. Sie reizt oder dämpft die Leidenschaften in den Herzen anderer durch ihre äußere Erscheinung.

Dies war in der ersten Zeit in der apostolischen Kirche von besonderer Wichtigkeit. Da blühten die christlichen Gemeinden wie Oasen inmitten der heidnischen Völker, die zu jener Zeit in einer moralischen Auflösung, in tiefer, sittlicher Verkommenheit dahinsiechten. Konnte da schon das allgemeine, frischpulsirende christliche Leben der ersten Gemeinden nicht verborgen bleiben, so mußte das neue Leben der geheiligten Frauen erst recht auffallen. Je größer der Gegensatz zwischen dem heidnischen und christlichen Frauenleben war, um so höher war auch die Bedeutung und der Einfluß des letzteren. Darum galt es, für jene apostolischen Christinnen diesen Gegensatz des inneren Lebens auch in der äußeren Erscheinung, im ganzen Leben, scharf hervortreten zu lassen. Es galt, das neue, selige Gottesleben des Herzens auch in der äußeren Haltung darzustellen und so den tiefgreifenden Unterschied zwischen ihrem und dem heidnischen Frauenleben zu offenbaren, um dadurch andere, besonders ungläubige Männer, für Christum zu gewinnen.

Wenn nun auch das Leben unserer Zeit, im besonderen das Frauenleben, nicht mit dem Leben jener unchristlichen Völker auf gleiche Stufe gestellt werden darf; wenn auch unser Leben, von dem Evangelium durchhaucht, im ganzen genommen viel höher steht als jenes: so ist es doch niemand verborgen, daß ein gutes Stück Heidenthum seinen Weg auch

zu den christlichen Völkern gefunden hat. Ich brauche, um dies zu erhärten, meine Leser nicht erst in die Armenviertel Londons, in die verrufenen Straßen und Häuser unserer Großstädte, auf die Belustigungsplätze einer vernachlässigten Volksklasse, in unsere Gefängnisse zu führen; brauche auch nicht Bilder zu zeichnen, wie sie uns die Orgien des Pariser Kommune-Aufstandes darboten. Ich brauche, um dieses Stück Heidenthum zu finden, nicht einmal auf die vielen unglücklichen Familien hinzuweisen, wo die Sünde so entsetzliche Verheerung angerichtet, wo die Leidenschaften das Leben zur Hölle gemacht, wo manche Herzen in trostloser Sklaverei schmachten und verkommen. Es genügt für unsern Zweck, wenn wir nur die vom Apostel angezogenen Dinge über Frauentoilette prüfend und vergleichend anschauen. Wahrlich, wenn man die Mode- und Putzsucht in „Haarflechten und Kleideranlegen“ unserer christlichen Frauenwelt im allgemeinen betrachtet, wenn man sieht, wie ein wahrer Wetteifer der Eitelkeit alle Schichten der Frauenwelt erfaßt hat, wie Hoch und Nieder, Reich und Arm einander darin zu überbieten suchen: so muß man sich fragen, ob es denn in diesem Stück unter den römischen und griechischen Heidenfrauen schlimmer gewesen sein könne? Man ist versucht zu fragen, ob denn das Evangelium unseren Frauen gegenüber seine umwandelnde und Alles erneuernde Kraft verloren habe? Denn als eine Frucht des Evangeliums, oder nur als übereinstimmend mit demselben wird doch diesen Zustand niemand bezeichnen mögen. Wer könnte sich auch unter der schwer beladenen und oft komisch geputzten Dame, wie sie uns überall begegnet, das Bild einer jener edlen Jüngerinnen des Herrn, einer Maria oder Martha, denken? Wer hat nicht von allen den Jüngerinnen Jesu, von den apostolischen Christinnen, von jenen Glaubensheldinnen der ersten Jahrhunderte, von einer Mutter Augustin's sich ein anderes Bild gemacht, als unsere christlichen Frauen im all-

gemeinen uns zeigen? Ein Gedankenbild, das gewiß um so wahrer ist, je mehr es von unseren lebenden Bildern abweicht. Ist aber die äußere Erscheinung unserer Frauenwelt im ganzen keine christliche, nun — was ist sie dann? Sie ist das Kind des Geistes, der überall da waltet, wo der Geist Gottes, wo das Evangelium nicht zur Geltung kommen, nicht ganz durchgreifen darf. Sie ist ein Stück Heidenthum. Dieses christianisirte Heidenthum ist aber nur um so gefährlicher, weil es eben oft mit dem Christenthum, mit wirklich christlichen Tugenden seiner Träger vereinbart wird. Unsere moderne Civilisation, besser gesagt: unser modernes Christenthum zeichnet sich besonders darin aus, daß es Christliches und Heidnisches mit Gewandtheit zu vereinigen weiß.

Wie viel Betrübendes und Schmerzliches hat aber dieser Zustand im Gefolge? Soll ich erinnern an die kostbaren Stunden, welche durch den Dienst der Eitelkeit dem ohnehin kurzen und doch so wichtigen Erdenleben entzogen werden? Diejenige Frau muß wahrlich sehr gering von dem Zweck und Ernst ihres Lebens denken, welche täglich einige Stunden, oft die meisten, auf ihre Toilette zu verwenden im Stande ist. Wie viel Edles, Schönes, für die Ewigkeit Wichtiges könnte durch Frauenhände in und außer dem Hause gethan werden, wenn solche verlorenen Stunden dazu benützt würden! So aber gibt es eine Menge christlicher Frauen, die nie zu etwas Zeit haben, weil sie absolut nichts zu thun haben — als sich mit ihrer eigenen, lieben Person zu beschäftigen. Und doch sind sie — fraget sie nur — gute Christinnen, denen einst ein Plätzchen im Himmel nicht fehlen kann. Wie entsetzlich arm an Früchten des Geistes wird doch einst manche christliche Frau in der Ewigkeit dastehen, deren Leben und Umstände dazu angethan waren, daß sie ganz besonders reiche Früchte hätte bringen können! Wie manches herrlich angelegte Leben wird in der Eitelkeit

vertändelt! Möchten doch unsere christlichen Frauen ihr Leben mehr vom Standpunkte der Ewigkeit aus auffassen, dann würde auch manche Stunde mehr für die Ewigkeit und weniger für diese Welt gelebt werden.

Oder soll ich daran erinnern, wie viel Mangel und Noth, Sorgen und Kampf, Unfriede und Herzeleid in viel tausend Familien die Eitelkeit und Putzsucht verursacht? Wie viel Elend könnte vermieden werden, wenn mehr Bescheidenheit unter den weiblichen Gliedern der Familie wohnte! Es gab zu allen Zeiten Reiche und Arme neben einander. Allein es wird kaum eine Zeit gegeben haben, in der so viel Unzufriedenheit herrschte, wie in unseren Tagen; wo so viel Ringen und Kampf um die äußere Existenz zu sehen war, wie gegenwärtig; wo eine solche große Anzahl von Menschen, mit wenig Ausnahmen die ganze arbeitende Klasse des Volkes, ja aller Völker, so durch und durch unzufrieden und unglücklich war, wie heute. Und wenn auch diese Unzufriedenheit bei vielen unbegründet ist, so sind doch die meisten in wirklicher Noth. Wie schwer geht es doch bei dem stetigen Steigen der Lebensmittelpreise mit einem kleinen fixen Gehalt, oder mit einem täglichen Verdienst von einigen Franken eine oft große Familie durchzubringen. Wäre nun allerwärts die rechte Bescheidenheit und Zufriedenheit vorhanden, so würde durch Gottes Segen alles noch gut gehen. Sind dann aber Familienglieder dazwischen, deren Eitelkeit einen Theil der geringen Mittel verschlingt, oder die doch wenigstens das tief empfinden, daß sie ihre Eitelkeit nicht nach Wunsche befriedigen können, so ist das eine Quelle beständiger, schwerer Sorgen, oder tiefer Verstimmung und Unzufriedenheit. Welch' schmerzliche Vergleiche lassen sich oft ziehen zwischen den traurigen, drückenden Umständen der Familie und den Sonntagstoiletten der Frauen und Töchter!

Oder soll ich endlich noch daran erinnern, wie dieser Dienst der Eitelkeit das Herz leer und öde macht, den Sinn

erniedrigt, das Geistesleben des inneren Menschen lahm legt, jede edle Regung des Herzens erstickt? Wie manches nach Frieden und Glück dürstende Herz kommt nicht zur Ruhe, findet nicht die innere Harmonie, weil die Eitelkeit dieser Welt dasselbe in den Staub zieht, weil tausend daraus entspringende nutzlose Sorgen es füllen und jeden Aufflug desselben zu den ewigen Höhen hindern. Und kommt auch einmal ein Anstoß, dringt auch einmal bei besonderer Gelegenheit eine Mahnung des Wortes Gottes in's Gewissen, kommt auch in einer feierlichen Stunde der Ernst unserer kurzen Erdenwallfahrt, der Ernst der Ewigkeit, einem solchen Herzen zum Bewußtsein: wie bald kommen die Vögel wieder und holen den guten Samen fort.

Das Uebel muß weit fortgeschritten sein, wenn auch Stimmen, die nicht eben christlich sind, sich dagegen erheben, wie dies vor noch nicht langer Zeit von politischen Blättern Deutschlands geschah, welche die deutschen Frauen ermahnten, von der französischen Mode zur alten deutschen Einfachheit zurückzukehren. Die Stimmen sind aber verhallt, und die Sache ist beim Alten geblieben. Bloße Ermahnungen helfen eben hier nicht. Es muß von innen geholfen werden. Es muß zuerst ein neuer Geist da sein, wenn das äußere Leben ein neues werden soll. Es bleibt die Aufgabe des Christenthums und seiner Träger, besonders der christlichen Frauen, heute, wie zu der Apostel Zeit, hier eine Reformation anzubahnen. Wenn der Herr sagt: „Der Same sind die Kinder des Reiches," wenn er die Seinen „das Salz der Erde, das Licht der Welt" nennt, so gilt das in diesem Gebiet den bekehrten Christenfrauen im Besonderen. Jede Frau, die sich von dem Herrn geliebt weiß, der an seiner erbarmenden Liebe etwas gelegen ist, die wiederum nur Ihm gefallen will, — sie möge zunächst in ihrem Kreise alles ausscheiden, was weltlicher Sinn hervorgebracht hat, was nicht aus dem Glauben geboren ist, und dann

wird sie von selbst ein Same, ein Salz, ein Licht für Andere. Es fehlt in unsern Tagen nicht an frommen Frauen. Möchten nur sie alle zur lieblichen, apostolischen Einfalt und Einfachheit zurückkehren, so wäre schon ein siegreicher Anfang gemacht.

Wenn das Wort Gottes alles Ungesunde, aus eitlem Sinn Entsprungene richtet, so will es jedoch keineswegs sagen, daß die äußere Erscheinung der christlichen Frau etwas Gleichgiltiges sei. Noch weniger will es zur Nachlässigkeit oder zu einer gezwungenen klösterlichen Tracht auffordern. Die Frauen sollen „in zierlichem Kleide, mit Scham und Zucht sich schmücken." Damit spricht der Apostel die Berechtigung des Weibes aus, in ihrem äußerlichen Erscheinen auf Ordnung und Reinlichkeit, auf Anstand und Zierlichkeit zu sehen, alles das zu benützen, was ihrem Erscheinen zur wahren Schönheit, zur edlen Zierde gereicht. Ihr Aeußeres soll der Ausdruck ihres Inneren sein. Die Reinheit ihres im Blute Jesu Christi versöhnten Herzens soll sich in äußerer Reinlichkeit abschatten. Der Schmuck edler Tugenden des inwendigen Menschen, der Friede, die Freude, das ganze selige Glück des in der Liebe Gottes ruhenden Geistes soll sich im edlen Schmucke des Leibes darstellen. Die innere Harmonie der Seele soll in einer äußeren Harmonie zum Ausdruck kommen. Wo so das neue, versöhnte Herz der Lehrmeister ist und die Regungen des alten, natürlichen Herzens nicht zur Geltung kommen dürfen, da wird gewiß eine edle Weiblichkeit zur Erscheinung kommen.

Doch wie weit sind wir jetzt durch diese Betrachtung, zu der uns Jakobs trauriges Familienleben veranlaßt hat, von ihm und seiner Geschichte selbst abgekommen! Da wir nun aber einmal aus dem Geleise sind, so wollen wir, ehe wir Jakobs Leben weiter verfolgen, noch ein Wort an die Jungfrauen unserer Tage richten. Es soll nicht zu lang sein. Wir wollen auch dabei „die schöne Rahel," sowie die

„Lea mit blöden Augen“ im Hintergrunde lassen und mehr die neutestamentlichen Gestalten als Vorbilder in den Vordergrund stellen. Wir wollen dabei ein Wort des Paulus herausnehmen und unsere Gedanken daran anknüpfen.

Er schreibt 2 Cor. 7, 34: „So ist auch ein Unterschied zwischen einem Weibe und einer Jungfrau: welche nicht freiet, die sorget, was dem Herrn angehöret, daß sie heilig sei, beides am Leibe und am Geiste; die aber freiet, die sorget, was der Welt angehöret, wie sie dem Manne gefalle.“

Zu allen Zeiten und unter allen Völkern wurde und wird die ächte Jungfräulichkeit als die schönste Blüthe der Menschheit betrachtet. Um sie windet sich ein Kranz von Poesie. Sie war immer der beliebteste Gegenstand der edlen Kunst, denn sie ist das Bild der Reinheit, Sittsamkeit, Demuth und Bescheidenheit, das Bild der zarten Blume im Garten der Menschheit.

An der Jungfrau sucht man zunächst nicht die Früchte eines vielseitigen Schaffens, sondern vor allem den Duft edler, reiner, weiblicher Tugenden.

Auch die heil. Schrift stimmt damit überein. Die gottgeweihten Jungfrauen, von denen das Wort Gottes berichtet, glänzen nicht durch ihr Thun; sie verdanken vielmehr ihren ewigen Ruhm und die sie umgebende Weihe ihrem edlen weiblichen Charakter, ihrem innersten Sein, im besonderen ihrer Herzensstellung zum Herrn. Wir wissen nur weniges über sie. Das Wort Gottes zeichnet uns kein Jungfrauenleben so ausführlich, wie es uns das Leben einiger Jünglinge, eines Johannes oder eines Timotheus zeichnet. Es ist dies auch ganz natürlich. Aber die kurzen Bemerkungen, die es uns gibt über die Jungfrau zu Nazareth, die Mutter des Herrn, oder über die Schwestern zu Bethanien, genügen, um uns ein vollendetes Bild einer gottgewollten Jungfräulichkeit zu geben. Wer ahnt nicht den Reichthum des Herzens an demüthiger Gottergebenheit, an leiblicher und geisti-

ger Reinheit, an inniger Frömmigkeit, an heiligem Aufsehen auf Gott, der bei aller äußeren Armut die demüthige „Magd des Herrn“ zu Nazareth erfüllt? Wer ahnt nicht das stille, heilige Leben des keuschen Herzens dieser verarmten Davidstochter, ehe sie die erwählte Mutter des Herrn wurde? Auch sie war keine Heilige nach dem Begriffe der katholischen Kirche. Auch sie bedurfte eines Erlösers, wie wir. Aber sie hat, wie wohl keine andere Tochter Israels, von frühe an ihr Herz den großen Gottesverheißungen geöffnet und die herrlichen Hoffnungen Israels als die ihrigen erfaßt. Sie hat sich ganz ihrem Gott ergeben, darum konnte auch Gott ihr so Großes schenken. Und in dieser Beziehung bleibt sie das edle Vorbild aller Jungfrauen.

Anders, und doch in ähnlicher Weise, steht Maria von Bethanien vor uns. Sie tritt dem Heilande als ihrem „Herrn“ mit demselben Herzen entgegen wie die fromme Nazarenerin ihrem Gott. Was diese glaubend hoffte, sieht sie erfüllt vor ihren Augen und erfaßt es mit der ganzen Gluth und Innigkeit eines reinen, frommen Herzens, eines Herzens, das noch durch keinen unreinen Hauch der Welt getrübt ist, in dem die Liebe Christi wie in einem reinen Spiegel wiederstrahlen konnte. Durch ihre Stellung zum Heilande ist sie die erste wahrhaft christliche Jungfrau geworden und ist darum das vollendete Urbild einer rechten christlichen Jungfrau. In traurigen Stunden, wo Krankheit und Todesleid bei den Schwestern einkehrte, da war „Christus, der Sohn Gottes“ (Joh. 11, 27) die Hoffnung und der Trost, wonach sie ausblickten, dem sie zueilten (V. 29), bei dem sie Linderung für ihren Schmerz suchten. In glücklichen, frohen Stunden war es wiederum der Herr, auf den der freudige Erguß des Herzens sich richtete. Ihm wird ein Festmahl bereitet, das der liebenden Martha fast zu viel Arbeit macht; ihm wird von der stillen, ahnungsvollen Maria eine Salbung mit „köstlicher Narde“

bereitet, wie sie köstlicher wohl nie ein König empfieng. Man hat aus diesen Zügen geschlossen, die Schwestern in Bethanien seien reich gewesen. Ob sie jedoch diese königlichen Ausgaben für den Herrn, die auch die Jünger ganz aus der Fassung bringen, aus ihrem Ueberfluß bestritten haben, oder ob sie dazu ihre Sparbüchse bis auf den Boden leeren mußten: das ändert die Gesinnung und den Werth der That nicht. Sie waren jedenfalls die reichsten Jungfrauen in Israel an herzlicher Liebe zum Herrn. Wir sehen an ihnen die Bestätigung des Wortes Pauli: „Die nicht freiet, die sorget, was dem Herrn angehört.“

Treten wir nun, nachdem wir diese Ideale der christlichen Jungfräulichkeit angeschaut, dem Worte des Apostels näher, und betrachten wir zuerst, was er von denen, welche freien, denkt.

Wenn der Apostel das merkwürdige Wort ausspricht: „Die aber freiet (heirathet), die sorget, was der Welt angehöret,“ so will er damit keineswegs den ehelichen Stand überhaupt als ein Hinderniß für die Heiligung, oder als sündig und verweltlichend darstellen. Es wäre ein großes Mißverständniß und mit dem Worte Gottes im Widerspruch, wenn jemand die Ehelosigkeit als einen heiligeren, Gott wohlgefälligeren Stand ansehen wollte. Selbst das andere Wort des Apostels in V. 38, wo er den Vätern in Bezug auf ihre Töchter schreibt: „Wer verheirathet, thut wohl, wer aber nicht verheirathet, thut besser,“ darf niemand zu der Ansicht verleiten, als stelle er die Ehelosigkeit über den ehelichen Stand. Beide Worte beziehen sich zunächst auf die damalige Zeit, die eine „Zeit der Noth“ (V. 26) war. Der Apostel sah die schweren Trübsale herankommen, die bald über die ersten Christengemeinden hereinbrachen. Die blutigen Verfolgungen, welche nicht lange nachher über die Kirche Christi kamen, standen bereits klar vor seinem Geiste. Er sah die schweren Versuchungen zum Abfall von Christo,

wenn es gelten werde, um Christi willen Verfolgung, Mißhandlung, Gefängniß, Verbannung von Heimat und Vaterhaus, ja selbst den Tod, oft einen martervollen Tod, zu erdulden. Er wußte, daß die Versuchungen um so größer und die Leiden um so schwerer sein würden, je mehr der Christ durch Bande der Familie an die Heimat und an das Leben gebunden ist. Er wußte, daß da Verheirathete viele natürliche Sorgen „um das, was der Welt angehört" haben würden, von denen Unverheirathete frei wären. In diesem Sinne müssen wir zunächst die Worte des Apostels verstehen.

Dann aber hat allerdings das Wort: „welche freiet, die sorget, was der Welt angehört," auch noch einen andern, bis in unsere Zeit herein giltigen Sinn. Paulus will damit die Wahrheit, wie sie die tägliche Erfahrung lehrt, seinen Lesern vor Augen stellen, daß die Verehelichten unter allen Umständen viele Sorgen, irdische Sorgen haben, von denen die Unverheiratheten befreit sind. Wie viele Aufgaben, Sorgen und Leiden treten an eine Hausmutter heran, von denen eine Jungfrau nichts weiß! Sorgen für Nahrung und Kleidung, für Gatten, Kinder und Gesinde; Sorgen im Hause und außer dem Hause. Nicht als ob diese Aufgaben der Verehelichten an sich sündig wären; allein, da sie sich eben auf Aeußerliches, Irdisches, auf die Welt beziehen, so geht es der Mutter unendlich viel schwerer als der Jungfrau, so ganz im Herrn und für den Herrn zu leben, nur zu sorgen, was dem Herrn angehört.

Der Apostel wünschte also, daß die christlichen Jungfrauen zu Korinth mit Rücksicht auf die schwere Zeit und aus Liebe zum Herrn lieber ledig bleiben möchten. Der Grund seines Wunsches, die bevorstehende Noth der Verfolgungen, besteht heute nicht mehr, und wir dürfen gewiß sein, daß Paulus an unsere heutigen Jungfrauen diesen Wunsch nicht mehr richten würde. Immerhin aber hat auch

heute noch Giltigkeit, was er von den Jungfrauen seiner Zeit aussagte in Bezug auf ihre Sorge, und dabei wollen wir nun ein wenig verweilen.

„Welche nicht freiet, die sorget, was dem Herrn angehört.“ Wollen wir diese Worte in unsern Sprachgebrauch übertragen, so müssen wir etwa sagen: Die Jungfrau, die unverheirathete christliche Tochter, sorgt für das, was sich auf den Herrn bezieht. Ihre hauptsächlichste Beschäftigung des Geistes und des Leibes ist auf den Herrn und auf seine heilige Reichssache gerichtet.

Der Apostel spricht damit den Jungfrauen der korinthischen Gemeinde ein Lob aus, wie es schöner nicht gedacht werden kann. Es stand wohl, als er diese Worte schrieb, vor seinem Geiste eine Anzahl christlicher Töchter, von denen er wußte, daß die Sorge um das Wohlgefallen des Herrn ihre Hauptsorge und die Arbeit in seinem Reiche, am Dienste der Armen und Kranken, der Witwen und Waisen ihre liebste Beschäftigung war. Der Apostel hatte nicht nöthig zu ermahnen oder zu wünschen, daß die Jungfrauen seiner Gemeinde sorgen möchten für das, was dem Herrn angehört. Er wußte, daß das bereits der Fall war. Es war der natürliche Zug dieser wiedergeborenen, in der Liebe Christi gewurzelten Jungfrauen, kein anderes, kein lieberes Sorgen und Streben zu kennen als das, dem Herrn zu gefallen. So bekam Maria von Bethanien viele ebenbürtige Schwestern in der Kirche. Von hier aus können wir begreifen, warum die kleine apostolische Gemeinde eine so große Macht in der Welt war, und bei aller Stille, bei allem Dulden und Leiden einen so gewaltigen Einfluß auf die damalige Gesellschaft ausübte, so daß sie einen Sieg nach dem andern erfocht, ja allmählich die ganze heidnische Gesellschaft umgestaltete, besiegte und im christlichen Geiste erneuerte. Da waren eben — anders als später — die meisten Ge-

meindeglieder auch ganze Christen. Männer, Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, jedes Alter wetteiferte in der Liebe und Hingabe an den Herrn mit dem andern, jedes war in seinem Theil etwas Rechtes und Ganzes, jedes stellte seine Kraft, seine Eigenthümlichkeit und seine Gaben in den Dienst des Herrn. So kam es, daß nicht nur in der Gemeinde die reichste Mannigfaltigkeit des göttlichen Lebens sich darstellte, sondern daß auch Ströme des Segens und des neuen Lebens von der Gemeinde aus auf die noch Fernstehenden sich ergossen.

Welchen Antheil das weibliche Geschlecht im allgemeinen daran hatte, haben wir schon angedeutet, als wir die christliche Familienmutter schilderten. Gewiß aber war der Antheil der Jungfrauen nicht der geringste. Was Paulus von diesen so rühmend hervorhebt, bestätigte sich später in herrlicher Weise. Als die Christenverfolgungen ausbrachen, da war aus mancher sonst schüchternen Jungfrau eine Glaubensheldin geworden, die an Standhaftigkeit, an Ausdauer in Leiden und Qualen, an Todesmuth oft alte und gereifte Christen übertraf. Die schönsten Züge des Glaubens, der Liebe zum Herrn, der Treue bis zum Tod sind uns aus jener Zeit von Jungfrauen berichtet. Woher kam ihnen diese Kraft? Der Apostel gibt uns die Erklärung dazu: „Sie sorgten für das, was dem Herrn angehört!“ Ihre Stellung zum Herrn war die Quelle ihrer Kraft.

Blicken wir nun von da aus in das Jungfrauenleben unserer Zeit, und sehen wir, wie es sich dagegen ausnimmt.

„Die Jungfrau sorgt für das, was dem Herrn angehört.“ Dürfen wir dieses Wort so ohne Beschränkung auf unsere Jungfrauen anwenden? Kann man unsern Töchtern, kann man auch nur der Mehrzahl der christlichen Jungfrauen irgend einer Christengemeinde das Zeugniß geben, daß ihre erste, ihre größte, ihre einzige Sorge die sei, daß sie dem

Herrn gefallen? Wenn wir aber gar die große Schaar von Jungfrauen eines Landes, die in der heiligen Taufe dem Herrn Jesu geweiht wurden, die in der Konfirmation dem Herrn, der sie erkauft, Treue gelobt haben, — wenn wir diese große Schaar betrachten, wie viele sind wohl darunter, die überhaupt noch sorgen um ihr ewiges Heil? Wie viele, oder wie wenige sind doch wohl darunter, die ernstlich sorgen für das, was dem Herrn angehört? — Wir müssen uns gestehen, daß eine bedenkliche Verschiedenheit zwischen unsern Jungfrauen und denen der apostolischen Gemeinde Platz gegriffen hat. Wer nur ein wenig das Leben unserer weiblichen Jugend beobachtet, der muß sich gestehen, daß bei der größten Mehrzahl unserer Jungfrauen, sowohl der reichen als der armen, die Liebe zum Herrn, die Beschäftigung mit den ewigen Gnadengütern nicht die Hauptsache ist. Wohl gibt es auch noch heute manch' edle, stille Tochter, deren Wunsch es ist, dem Herrn Jesu zu gefallen; manche, deren größtes Glück darin besteht, ein Gotteskind zu sein und sich vom Herrn geliebt zu wissen. Wir freuen uns darüber und wollen dem Herrn dafür dankbar sein. Aber dennoch müssen wir die Klage erheben: wie sind doch deren so wenige im Vergleich mit den andern, die dem Herrn den Rücken gekehrt und sich der Welt zugewandt haben!

Sind denn aber diese jungen Weltkinder, die nicht sorgen um das, was dem Herrn angehört, so ganz sorgenlos? O nein! Auch sie haben ihre Sorgen, wie jedes Menschenherz eine Sorge haben muß. Sie sorgen eben um das, was der Welt angehört, — oft noch mehr und in schlimmerer Weise als die Verheiratheten. Da ist das junge Herz beherrscht von Eitelkeit, Menschengefälligkeit, Vergnügungslust, Gefallsucht und anderen ähnlichen Dingen, die dasselbe zu keinem höheren Gedanken, zu keinem Frieden, keinem wahren Glücke kommen lassen, sondern es unaufhörlich jagen und plagen. Welch' eine Macht übt doch heute

die weibliche Eitelkeit gerade auf die jungen Herzen aus! Schon oben haben wir von ihr geredet. Aus der Eitelkeit entspringt aber natürlicher Weise die Gefallsucht. Wie manche Tochter weiß sich doch oft den ganzen Tag in ihrem Innern mit nichts Anderm zu beschäftigen als damit, wie sie aussehe, welchen Eindruck sie mache, ob sie gefalle. Wüßte aber diese Tochter, wie gefährlich solche Gewohnheit ist, wie sie sich dadurch vor Gott entwürdigt und auch jedem edeldenkenden Menschen mißfällt; wüßte sie, wie sie dadurch ihren schönsten Schmuck, ihre wahre Zierde, ihre Weihe, einbüßt: sie würde gewiß beschämt umkehren. Wie würde aber erst manche Tochter erschrecken, wenn sie wüßte, welchen Schaden sie sich in ihrem irdischen Lebensglück damit zufügt! Wie froh ist so manche, wenn sie ihren bewußt oder unbewußt verfolgten Zweck erreicht hat, — wenn sie G e f a l l e n gefunden hat. Da ist momentan das Glück oft groß. Aber wie bald müssen die meisten gewahren, daß die so auf's Geradewohl getroffene Wahl das Herz nicht lange befriedigt. Wie viel Leid und Traurigkeit kommt da oft nach. Möchten doch alle Jungfrauen erkennen und glauben, daß ihr Vater im Himmel ihren Lebensweg überdacht hat und für eine jede, die sich von ihm führen läßt, und die in stiller Bescheidenheit auf ihn wartet, das Maß von Erdenglück bereitet hat, das sie am meisten befriedigen wird. Möchte doch jede den Herrn sorgen lassen, sie würde am glücklichsten fahren, auch wenn es nicht ganz nach ihrem Willen gienge. Weiß doch der Vater am besten, was seinem Kinde frommt. Wie mancher Mensch aber zerstört durch sein eigenes unheiliges Thun das Glück, das Gott ihm zugedacht hatte, und schlägt sich selbst oft tiefe Wunden. Die Ewigkeit wird uns einst offenbaren, daß diejenige Tochter, die nur dem Herrn zu Gefallen lebt, die glücklichste war und sein wird, auch wenn ihr auf Erden kein rauschendes Glück zufiel.

Freilich dürfen wir die eitlen, gefallsüchtigen Jung=

frauen nicht in erster Linie für ihren Herzenszustand verantwortlich machen. Sie sind eben so erzogen worden. Die Mütter tragen die Hauptschuld daran. Von frühe an muß ja manches Kind merken, daß die Mutter ihre ganze Eitelkeit auf dasselbe konzentrirt und ihm etwaigen Mangel an Eitelkeit selbst zum Vorwurfe macht. Von Jugend auf muß die Tochter lernen, daß viel darauf ankomme, ja daß es bei einer Tochter die Hauptsache sei, wie man auftrete, wie man sich benehme, welchen Eindruck man bei den Leuten durch seine Erscheinung mache. So sind es in den meisten Fällen die Mütter, welche die Töchter vor Gott und Menschen so verunstalten und sie auf den Weg des Leides, der Traurigkeit und vieler bitterer Enttäuschungen führen.

Woher die vielen unglücklichen Ehen in unserer Zeit? Woher der lieblose, traurige, zerfahrene Zustand so vieler Familien? Der Grund dazu wurde bei den meisten Ehegatten schon in der Jugend gelegt. Schon die Art und Weise, wie sie sich zusammenfanden, konnte nichts Gutes versprechen. Wie oft ist die gegenseitige Achtung schon vor der Heirath verloren. Wo aber die Achtung verloren ist, da hat die Liebe keinen Boden mehr. Wir wollen nicht auf das traurige Gebiet der Jugendsünden, der schmählichen Selbstentwürdigung so vieler junger Töchter eingehen, wir wüßten nicht, worüber wir mehr klagen müßten, ob über den großen Schaden, der viel größer ist als man glaubt, oder über den Mangel an Schamhaftigkeit, der die gefallenen Töchter unserer Zeit auszeichnet. Gibt es doch viele Gegenden, besonders Fabrikorte, wo bei den meisten Ehen, die geschlossen werden, die Frauen die Folgen eines vorherigen unkeuschen Lebenswandels an sich tragen!

Da ist es doch wahrlich am Platze und an der Zeit, daß wir einen Ruf, einen ernsten Mahnruf an die Mütter und Töchter richten. Ist die Mutter das Herz der Familie, gibt sie der Familie den Charakter, so ist die Erziehung der

Töchter ja von der größten Wichtigkeit. Wie unsere Töchter sind, so werden die künftigen Familien sein.

Blicken wir nun aber nochmals in unser Bibelwort hinein und fragen wir, was denn Paulus unter der „Sorge für das, was dem Herrn angehört" verstehe?

Er versteht gewiß vor allem darunter: die Sorge für die eigene Seele. Daß das eigene Herz eine Wohnung Gottes sei und immer mehr werde; daß es von jedem sündigen Hauch der Weltluft bewahrt bleibe; daß das junge Herz rein und keusch bleibe in seinem inneren Leben der Gedanken, des Wünschens und Hoffens, des Verlangens und Sehnens: das soll vor allem die Sorge der christlichen Jungfrau sein. Wenn der Herr von jedem Christen ein reines Herz verlangt; wenn das Wort: „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen" jedem auf Seligkeit hoffenden Menschen gilt: so gilt es doch der Jungfrau ganz im besonderen. Denn von ihr, als dem Sinnbild der Reinheit, verlangt selbst die Welt in dieser Beziehung noch mehr als von irgend einer andern Menschenklasse. Es gibt aber keine wirkliche, wahre, ganze Reinheit, wenn nicht das Herz, das Lebenscentrum, durch heilige Hingabe an den Herrn gereinigt, von aller Befleckung, auch des Geistes, rein erhalten wird. Da gilt es für jede Mutter und für jede Tochter, dafür zu sorgen, daß der Wandel allezeit als unter dem heiligen, allwissenden Auge Gottes geführt werde, daß das Herz von der heiligen Liebe des Herrn ergriffen sei, daß die ganze jugendliche Kraft, das frische Leben, das jugendliche Feuer des Herzens ganz dem Herrn geweiht und geheiligt werde, daß all' das Sehnen und Hoffen des jungen Herzens auf den Herrn gerichtet und alles natürliche Wesen immer mehr verklärt werde. Wo so eine Jungfrau vor allem dafür sorgt, was an ihr dem Herrn angehört, daß sie eben selbst ganz ungetheilt dem Herrn angehöre: da ist sie dann allerdings die „schönste

und edelste Gestalt, die der heilige Geist auf Erden hervorbringt," bildet diejenige Seite der Menschheit, die am nächsten angrenzt an die himmlische Welt der nicht gefallenen Geschöpfe Gottes, — der Engel. Möchte doch jede Tochter, die diese Zeilen zu Gesicht bekommt, sich aufmachen, die heilige Arbeit an sich selbst zu beginnen, so daß wir bald mehr solcher edlen, lieblichen Gestalten um uns sehen dürfen, die man als Pflanzen des himmlischen Vaters erkennt.

An diese erste Hauptsorge der christlichen Jungfrau reiht sich dann eine andere an, die außer ihr liegt und die zuerst ihre nächste Umgebung betrifft. Es ist die Mitsorge mit der Mutter bei allen den Aufgaben, die wir weiter oben der christlichen Hausmutter zugetheilt haben. Da treten die unsterblichen Kinderseelen der kleineren Geschwister vor allem an sie heran, legen sich ihr auf's Herz, daß sie für sie sorge als für eine Sache, die dem Herrn angehört. Wie viel heilige, selige Arbeit wird da eine Jungfrau finden, deren Herz in der Liebe Jesu lebt. Wie oft mangelt der vielgeplagten Mutter die Zeit und die Kraft, sich so mit den Kleinen zu beschäftigen, wie es nöthig wäre. Greift da nicht die Tochter ein, so bleibt ein wichtiges Werk ungethan. Die Herzen der Kinder gleichen einem im Frühjahr frisch umgearbeiteten Gartenbeet, in welches der himmlische Vater bei der Taufe eine werthvolle Ewigkeitspflanze — ein neues Leben seines Geistes — gepflanzt hat. Diese Pflanze soll von den Gärtnern, die Gott dazu bestellte, von den Eltern, gepflegt, begossen, genährt werden. Unterbleibt die Pflege, so wird bald das Unkraut, dessen Same im Herzen wie im natürlichen Gartenboden schlummert, aufgehen, überhand nehmen und die Gottespflanze ersticken. In dieser heiligen Gärtnerarbeit braucht die Mutter oft Hülfe; da sind die Töchter die natürlichen, von Gott gesetzten Gehülfinnen der Mutter. Hat eine Tochter erst unter der Leitung einer edlen, christlichen Mutter sich an diese Arbeit gewöhnt, so wird sie

bald Freude und Lust, ja köstlichen Genuß daran finden, wenn sie sehen wird, wie die jungen Herzen empfänglich sind für die Liebe des Heilandes und für die Mittheilungen über die ewige Welt, wenn sie sehen wird, wie da das Kinderherz aufgeht und erwacht zu glücklicher Freude, je mehr es selige Himmelsluft athmen darf. Auch an der andern Mutterarbeit, für die, die außer dem Hause stehen, hat die Jungfrau ihren Antheil. Wir sagten, die Mutter habe die Gebetsarbeit Mosis für das kämpfende Israel zu thun. Mose wurde darin müde, und so oft er die Hände sinken ließ, siegte Amalek. Er brauchte deßhalb Gehülfen, die seine Arme stützten. So hat auch die Mutter eine Stütze nöthig in der heiligen Gebetsarbeit für die draußen Stehenden. Wer anders kann ihr da beistehen als die Tochter, die um sie ist? Welch' eine herrliche Schule ist das für die Tochter selbst im Hinblick auf ihren künftigen Gattin- und Mutterberuf! Eine Jungfrau, die aus solcher Schule kommt, gibt gewiß eine tüchtige, treue, christliche Gattin und Mutter. Viele Töchter müssen freilich von frühe an schon mithelfen in der äußerlichen Familienarbeit. Sie müssen oft die kleineren Kinder hüten und pflegen und nicht selten vor der Zeit herbe Mägdedienste verrichten. Sie müssen frühe einen Theil des Kreuzes, der Noth, der Last in der Familie tragen helfen. Bleibt es aber bei diesem äußerlichen Aufbürden und Ueberbürden, kommt in das junge Herz der Tochter mit all' seinem Sehnen und Verlangen kein anderer Gegenstand als Irdisches, Aeußerliches, Vergängliches, sieht es kein anderes, höheres Ziel vor sich als diese Welt mit ihrer Last und Lust: so wird das Herz erniedrigt, und das heilige Feuer der Liebe zum Herrn erlischt. Wie ist doch das Leben mancher Tochter von frühe an so traurig, kahl und öde, weil vor lauter Sorgen, die ihr zufallen, die eine rechte Hauptsorge nicht zur Geltung kommen kann. Und doch sind die Mittel vorhanden, auch das Lebensgebiet der

Tochter zu verklären und zu einem wahrhaft glücklichen zu machen.

Wir müssen aber den Kreis der heiligen Sorgen der Jungfrau noch weiter ziehen. Zu der Sorge für das, was dem Herrn angehört, müssen wir auch den Diakonissendienst außer dem Hause, an Armen, Kranken, Witwen, verwahrlosten Kindern, — den Dienst für die Mission und in der Mission rechnen. Wie viel ist doch auf diesen Gebieten allerwärts zu thun! Wer aber soll diese Arbeit thun, wenn die Jungfrauen nicht Hand anlegen? Hätten wir mehr wahrhaft christliche Jungfrauen, die für die Sache des Herrn sorgten, die auch etwas von heiligem Drang der Liebe Christi in sich verspürten: so würden in der Heimat viele blutende Wunden der Gesellschaft verbunden, viele Schmerzen gelindert, viel Leid in Trost verwandelt werden; so würde auch das Werk der Heidenmission besser vorwärts gehen, weil es von der Heimat aus besser unterstützt würde. Diese Arbeit an den Kranken, Verlassenen und Verlorenen in der Gemeinde, sowie die helfende Pflege der Heidenmission ist, wir betonen das, ganz besonders die Aufgabe der christlichen Jungfrauen. Wer sollte auch sonst diese Arbeit thun? Die Mütter, auch die, welche Herz und Sinn dafür haben, können nur selten eingreifen. Ihr Arbeitsfeld in der Familie und für dieselbe nimmt bei den allermeisten die ganze Kraft und Zeit in Anspruch. Die Männer und Jünglinge haben ebenfalls meistens eine Beschäftigung, die sie den ganzen Tag in Anspruch nimmt, und so kommt es dann, daß die Arbeit der innern Mission, wie die helfende, stützende Arbeit für die Heidenbekehrung nur von einigen Wenigen ernstlich betrieben, im allgemeinen aber dafür bloß gelegentlich, ausnahmsweise, bei besonderen Veranlassungen etwas gethan wird. Den meisten Menschen ist solche heilige Ewigkeitsarbeit bloße Nebensache oder eine Sache, mit der sie sich gar nicht befassen. Sollen aber diese Arbeiten gethan wer-

den, sollen sie mit dem Nachdruck und Ernst, den die Größe der Aufgabe erheischt, gethan werden, so muß jemand sie ernstlich anfassen. Wenn nun auch jeder Christ die Pflicht hat, ein Arbeiter im Reiche Gottes zu sein, so haben doch für diese speziellen Arbeiten die Jungfrauen den ersten Beruf. Das soll ein Theil ihrer heiligen, liebenden Sorge sein. Je mehr unsere Jungfrauen sich wieder in dieses Sorgen für die Sache des Herrn hineinleben, um so mehr werden sie auch Lust und Freude daran finden, und die eitlen Sorgen werden zu ihrem und der Ihrigen Wohle immer mehr verschwinden.

Doch wir kehren wieder zu Jakob zurück, von dem wir noch manches zu hören und zu lernen haben.

---

5. Ein treuer Dienst und sein Lohn.

(Für Dienstboten.)

Er aber sprach zu ihm (zu Laban): Du weißt, wie ich dir gedient habe und wie es mit deinem Vieh gestanden unter mir. Du hattest wenig, ehe ich herkam; nun aber ist es ausgebreitet in die Menge und der Herr hat dich gesegnet durch meinen Fuß. Und nun, wann soll ich auch mein Haus versorgen? Cap. 30, 29. 30.

Diese 20 Jahre bin ich bei dir gewesen, deine Schafe und Ziegen haben nicht verlammt, die Widder deiner Heerde habe ich nie gegessen. Was die Thiere zerrissen, brachte ich dir nicht, ich mußte es büßen; du fordertest es von meiner Hand, es wäre mir des Tages oder des Nachts gestohlen. Des Tages verschmachtete ich vor Hitze und des Nachts vor Frost, und es floh der Schlaf meine Augen. Also habe ich diese 20 Jahre in deinem Hause zugebracht, habe dir gedient 14 Jahre um deine beiden Töchter, und sechs um deine Heerde, und du hast mir meinen Lohn zehnmal verändert. Cap. 31, 38—41.

Jakob war also Labans Knecht 20 Jahre lang. Das Knechtsein ist nichts Liebliches, besonders wenn man sich „zu etwas Besserem geboren“ weiß, oder von frühe an als Sohn eines reichen Hauses durch eine unkluge Mutter verwöhnt wurde, wie Jakob. Noch schwerer wird es, wenn man der Knecht eines Laban sein muß, d. h. eines unedlen Mannes, der selbstsüchtig und herzlos den Diener ausnützt. Aber wie schön, ja wie groß steht hier Jakob vor uns, der 20 Jahre lang Labans Knecht bleibt, zunächst mit keinem andern Lohn als dem, eine Gattin zu erwerben! Der wahre Werth eines Menschen offenbart sich ihm und andern nicht im Glücke, sondern erst in der Trübsal oder in der Demüthigung. Auch mißt sich der innere Werth eines Menschen nicht nach seinen Worten, sondern nach seinem Thun. Jakob hätte nicht nöthig gehabt, zu dienen, er war eines reichen Mannes, eines Fürsten Sohn. Allein er erkennt in dieser Führung den Willen Gottes, demüthigt sich, wird Knecht und hält in hartem Dienste so lange geduldig aus, bis seines Gottes Wort ihm Erlaubniß gibt, den traurigen Ort zu verlassen. Jakob war nicht ein selbstsüchtiger, hochmüthiger, träger Knecht, sondern diente einem treulosen Herrn mit musterhafter Hingebung und Treue. Was liegt doch in diesen Worten: „Des Tages verschmachtete ich vor Hitze, des Nachts vor Frost, der Schlaf floh meine Augen, so diente ich dir diese 20 Jahre lang!“ Welch' ein Leben lassen sie vermuthen! Unter den glühenden Sonnenstrahlen des Orients zieht er umher auf den weiten Ebenen Mesopotamiens, erträgt Sturm und Regen, Gewitter des Tags, Frost des Nachts, kämpft gegen wilde Thiere, wacht Tag und Nacht über seiner Heerde, waidet, tränkt, schützt, pflegt die Schafe und Lämmer seines Herrn in selbstvergessender Liebe. So dient er 20 Jahre lang ohne Murren, ohne Klagen. Zehnmal wird ihm sein Lohn geändert, verkürzt, er läßt es schweigend über sich ergehen. Er bringt Segen

in das Haus seines Herrn, sieht unter seiner Hand dessen Heerden sich mehren, macht den armen Laban nach und nach zu einem reichen Manne und bleibt dabei demüthig, still, treu, neidlos. Er erntet keine Anerkennung seiner Treue, sondern wird oft lieblos behandelt, und doch bleibt er im Dienst, bleibt mit gleicher Hingebung und Treue 20 Jahre! Wahrlich, das ist ein Heldenthum!

Was hat wohl den Jakob in solch' schwerem Leben Tag für Tag, Jahr für Jahr aufrecht erhalten? — Ja, wenn die Sterne, die schon vor viertausend Jahren ebenso still und freundlich über jene Gegend herunterblickten, wie heute, erzählen könnten, was sie einst dort gesehen, — sie würden uns neben all dem Leid und Weh im äußeren Leben des Jakob eine innere Geschichte seines Lebens voll Hohheit und Herrlichkeit beschreiben. Sie würden bald da= bald dort=hin deuten und sagen: Hier stand in längst vergangenen Tagen eine einsame Palme, unter deren kümmerlichem Schatten Jakob oft sinnend stand, an deren Stamm gelehnt er manche Nacht seine lagernde Heerde überschaute; hier hat er gebetet, hier hat er geweint, hier hat er das Heimweh seines Herzens vor dem ewigen Gott gestillt, hier hat er viel, viel Leid geklagt, hier hat er viel Trost und Frieden genossen, hier hat ihn sein Gott angeblickt, ihn gestärkt, ihn gesegnet, hier war die geheime Quelle seiner Kraft, — ein heiliger Ort!

Jakob hat nicht nur als Gottesmensch Segen in Labans Haus gebracht, sondern er hat aus demselben auch viel Segen mitgenommen. Gott hat seinen Dienst angesehen und belohnt. Er durfte als reicher Mann in die Heimat zurückkehren. Hatte er früher im väterlichen Zelte viel von Gottes Treue und Erbarmen gehört, so durfte er nun in Tagen der Trübsal diese Treue und Güte seines Gottes selbst erfahren und erleben. Er wird in seinem späteren Leben wohl nie gewünscht haben, diese lange schwere Fremdlingsschaft lieber nicht durchgemacht zu haben.

Laban konnte allerdings von Glück sagen, daß er einen solchen Diener in's Haus bekam und so lange behielt. Sein Verdienst war es nicht, auch war er nicht dankbar dafür. Daß ein treuer Diener eine Gnade, ein Geschenk Gottes ist, das scheint ihm nie in den Sinn gekommen zu sein. Er hatte eben keinen göttlichen Sinn, sonst hätte er etwas von dem fühlen und gegen Jakob anwenden müssen, was Paulus später an die Kolosser Cap. 4, 1 schrieb: „Ihr Herren, was recht und billig ist, das beweiset den Knechten, und wisset, daß ihr auch einen Herrn im Himmel habt." Wenn das Verhältniß zwischen Laban und Jakob zwanzig Jahre lang ein erträgliches blieb, so war das hauptsächlich dem Jakob zu verdanken. Sein Glaube, sein Gebet, sein demüthiges Erkennen der Wege Gottes, sein Stillehalten unter der langen, schweren Prüfung halfen ihm alle Ungerechtigkeiten schweigend ertragen. Er that seinen Dienst dem Herrn und nicht den Menschen.

Möchten doch die Dienstboten unserer Tage dieses Beispiel des Jakob sich zu Nutzen machen! Die Verhältnisse zwischen Dienstboten und Herrschaften sind in unserer Zeit der großen Mehrzahl nach so unlieblich geworden, wie sie wohl nie vor uns waren, und allerwärts herrscht das Gefühl, daß es so nicht weiter gehen könne. Die Dienstboten vermissen in den Familien die Liebe, die Herzlichkeit, das Vertrauen, ein Familienleben, sie fühlen sich fremd. Die Herrschaften wiederum vermissen an den Dienstboten Treue, Fleiß, Ordnungsliebe, Demuth, sie fühlen ein Element in dem Hause, das sich nicht in das Familienleben einfügen läßt. Wohl gibt es noch auf beiden Seiten Ausnahmen, aber sie sind selten. Beide Theile, die ja auf einander angewiesen sind, leiden darunter oft schmerzlich, und das Leben, das ein freundliches und liebliches sein könnte, wird zur unerträglichen Qual.

Wer ist an diesem Zustande schuld? Natürlich immer

der andere Theil. Die Herrschaften klagen dafür die Dienstboten an und diese jene. Im Grunde aber sind beide Theile schuld und in vielen einzelnen Fällen niemand, sondern die Zeitverhältnisse, in denen wir leben. Wir haben den Vätern und Müttern schon bei andern Gelegenheiten öfter einen Spiegel vorgehalten, darum wollen wir hier nur noch ein kurzes Wort an die Dienstboten richten. Da jeder rechte Mensch in dieser Welt ein Diener und das Dienen keine Schande, sondern eine Ehre ist, zumal seitdem der Heiland gekommen ist, „nicht daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene," so wird auch mancher Leser, der nicht als Dienstbote erscheint, vielleicht einen Segen aus dieser Lektüre davon tragen.

Das Wichtigste und Nöthigste, was Jakobs Verhalten im Dienste uns nahe legt, scheint mir das zu sein, daß wir uns ansehen, als vom Herrn an diesen Ort gestellt, wo wir stehen. Dieser Gedanke erleichtert viel und hilft, ich möchte sagen, über alles weg. Wenn ein Kind aus dem Vaterhause tritt in der Nothwendigkeit, im Dienste fremder Menschen sein Brod verdienen zu müssen, so ist es ja klar, daß nicht das Kind sich in diese Lage gebracht hat. Gott theilt die Loose aus, wenn auch meistens durch menschliche Vermittlung. So kommt es, daß manchmal ein Kind, das wie Jakob nicht zum Dienen erzogen wurde, dienen muß. Wer sich einen Dienst sucht, trachtet danach, einen „passenden" Platz zu finden. Der Platz, für den du dich entscheidest, fällt aber nicht immer, ja höchst selten zu voller Befriedigung aus. Man hat sich die Sache anders vorgestellt, als sie sich in der Nähe zeigt, oder man hat geglaubt, einen Platz zu finden, wo es nur Licht und keinen Schatten gebe, wo Unangenehmes und Schweres nicht existire. Man hat ganz vergessen, daß überall auf Erden die Trübsal der Fremdlingschaft sich findet, und daß der Platz des ganzen vollen Glückes, wo nur Ruhe und Friede, Freude und Selig-

keit waltet, im Himmel zu suchen ist. Wer nun ruhig überlegt, wird finden, daß neben dem unerwarteten Schweren seiner Stellung auch manch' Schönes und Gutes sich zeigt. Aber freilich, das ruhige Ueberlegen ist nicht die beste Eigenschaft des Jünglings oder der Jungfrau. Das Gute bleibt meistens unbeachtet, weil nicht alles nach Wunsch ist, und das Unangenehme tritt allein und immer vor's Auge, und scheint um so schlimmer, je mehr man sich vorher nur Angenehmes versprochen hatte. Muthlosigkeit, Verstimmung. Gedanken an baldige Aenderung sind die natürliche Folge. Man wechselt den Platz. Der folgende hat die Schattenseite des ersten zwar nicht, was man in den ersten Tagen mit Freuden erkennt; aber bald stellen sich andere heraus, an die man gar nicht gedacht, und die noch schwerer werden als die des vorigen. Man wechselt wieder, weil man von einem besseren Platz gehört hat. Hier wäre nun vielleicht alles nach deinem Wunsche, aber siehe da! hier bist du nicht nach Wunsche. Man verlangt mehr, als du kannst, man macht kurzen Prozeß, man kündet diesmal dir. Du mußt abermals einen Platz suchen. Wie wird der ausfallen? Wir wollen ihn nicht beschreiben, sondern nur sagen, daß ein Stein, der immer rollt, kein Moos ansetzt. Ein Dienstbote, der jedes Jahr mehrere Plätze hat, kommt unausweichlich dahin, daß er bald kein ganzes Kleid mehr besitzt. Das ist aber ein trostloses Leben für dich selbst, ungerechnet die Störung, die du in die Familien bringst. Wie ganz anders wäre es doch gegangen, wenn du es gemacht hättest wie Jakob, wenn du dir gleich im ersten Platz gesagt hättest: Ich bin in der Fremde, wo es nicht ist wie in der Heimat, ich bin an dem Ort, wo Gott mich haben wollte, wo Er mich hingestellt hat, hier will ich bleiben bis der Herr mich fortgehen heißt, ich bin in seiner Schule und will lernen, was er mir aufgibt. Hättest du da täglich, wie einst Jakob, den fremden Ort geweiht mit Gebet, hättest

du um Kraft und Trost gerufen — wie ganz anders wäre es gegangen. Dein Gott hätte dich gesegnet und du wärest für das Haus ein Segen geworden. Gott hat dir den Platz angewiesen, auf dem du stehest, ob du es glaubst oder nicht. Glaubst du das, und willst du deines Gottes Segen empfangen, so darfst du nicht aus der Schule laufen, darfst nicht wegen jeder Unannehmlichkeit den Sack hinwerfen und gehen, darfst nicht deinem Gott sagen: Du hast mich zwar zu meinem Besten an diesen Ort gestellt, aber es gefällt mir nicht, drum gehe ich wieder und suche mir etwas Besseres. Wo Gott uns hinstellt, da ist für uns Segen, auch wenn es uns schwer geht, wie einst dem Jakob. Gott stellt uns aber freilich nicht immer an den angenehmsten Ort, wenigstens fängt er nicht damit an in seiner Erziehungsweise. Wer ihm aber stille hält, wer ihm folgt in treuem Gehorsam, der wird am Ende finden, daß er ein guter Hirte ist. — Die heilige Schrift sagt, unser Leben sei ein Kampf; ja so ist es. Das Leben ist oft ein ernster, schwerer Kampf. Aber es ist auch ein wichtiger, lohnender Kampf, der der Mühe werth ist. Da darf aber der Soldat nicht fliehen, nicht weglaufen. Ein Soldat in Friedenszeit ist etwas Schönes, aber Nutzloses. Die Christen sind oft gerne Kämpfer — in Friedenszeit. Wie viel wäre doch gewonnen, wenn wir Menschen alle diese einfache Wahrheit zu Herzen nähmen: „Gott hat mich hierher gestellt, hier bleibe ich stehen, bis er mich wegruft!“ Dazu gehört allerdings ein Wille, und zwar ein geheiligter, nicht ein fleischlicher Wille, ein Wille, der Gott gefallen will, der ihm gehorchen will, der im Willen Gottes sein Wohlergehen erkannt hat. Jakob mußte lange harren, endlich kam aber doch das Wort seines Gottes voll Huld und Gnade und sagte ihm: „Zeuch wieder in deiner Väter Land und zu deiner Heimat; ich will mit dir sein.“ Cap. 31, 3.

Wenn die Stunden sich gefunden,
Bricht die Hülf' mit Macht herein,
Um dein Grämen zu beschämen
Wird es unversehens sein.

Das Zweite, das ich aus Jakobs Verhalten im Dienste hervorheben möchte, ist das, daß er Segen in Labans Haus brachte. Er durfte dem zornigen Laban getrost sagen: „Gott hat dich durch meinen Fuß gesegnet." Ist nun das nicht etwas Schönes, wenn ein Mensch weiß, daß durch sein Dasein Gott seine Nebenmenschen segnet? Es gehört gewiß zu dem Besten, was man von einem Menschen rühmen kann. Wer aber ein Segen für andere werden will, der muß eben selbst „ein Gesegneter des Herrn" sein, er muß sich selbst täglich segnen lassen von dem Gott, von dem alle gute Gabe kommt. Wer sich nicht selbst täglich betend unter Gottes Segenshände stellt, wird leer über die Erde gehen, ungesegnet und ohne Segen zu bringen. Ja noch mehr. Wir können nicht mit andern Menschen verkehren, ohne ihr Leben zu beeinflußen. Werden wir andern nicht zum Segen, so werden wir ihnen zum Unsegen. Bringt ein Dienstbote keinen Segen in's Haus, so bringt er gewiß Unsegen. Wie wichtig ist es aber für unser Leben, für unser irdisches und noch mehr für unser ewiges, ob wir Segen oder Unsegen um uns verbreiten! Die Ewigkeit wird es offenbaren! Oder meinst du, es sei ganz gleichgiltig, ob du in die Familie, bei der du in Dienst trittst, Ordnung, Ruhe, Frieden, Herzlichkeit, oder aber Unordnung, Unfrieden, Zank, Störung bringst? Meinst du, es habe wenig zu bedeuten, ob die Kinder, die dir zur Hut und Pflege anvertraut sind, mit Liebe, mit Herzlichkeit, mit dem Frieden Gottes, mit allem, was lieblich ist, was wohl lautet, beeinflußt werden, oder aber von mürrischen, unfreundlichen, unwahren, bösen Wesen umgeben sind? Man darf ja nur ein wenig nachdenken, so tritt einem die Wichtigkeit eines Dienstboten,

besonders eines Dienstmädchens, das am innersten Leben der Familie Antheil nimmt, und seine Verantwortlichkeit, auf's Ernsteste vor Augen. Wo in einer Familie der Friede nicht waltet, da kann sie ihn bringen, wo aber schon Friede wohnt, da kann sie ihn auf's Tiefste stören.

Aber, sagst du, wie kann ich da Frieden halten oder Frieden bringen, wo man den Leuten mit dem besten Willen nichts recht machen kann? Gegen diese alte Klage der Dienstboten gibt es ein sehr einfaches Mittel; wende es an und du wirst bald sehen, daß es hilft. Trachte mit ganzem Herzen danach, in deiner Arbeit dem allwissenden Gott zu gefallen, und du wirst bald alle Leute, auch die wunderlichen, befriedigen. Jakob kannte diese Wahrheit aus dem Munde seines Großvaters Abraham, dem Gott gesagt hatte: „Ich bin dein Schild und sehr großer Lohn, wandle vor mir und sei fromm." Darin lag für Jakob das Geheimniß seines Lebens und seines Segens. Er diente nicht dem Laban, sondern Gott. Paulus drückt diese Wahrheit mit den schönen Worten aus, die er an die Dienenden in Kolossä richtet. Kol. 3, 23. 24: „Alles was ihr thut, das thut von Herzen, als dem Herrn und nicht den Menschen, und wisset, daß ihr von dem Herrn empfangen werdet die Vergeltung des Erbes, denn ihr dienet dem Herrn Christo." — Thut alles von Herzen, thut alles dem Herrn, wie einfach ist doch das! „Von Herzen": Ich glaube, es gibt wenig Familien, die nicht ein Dienstmädchen lieben und es gut behandeln, sobald sie sehen und fühlen, sie thut ihre Arbeit von Herzen, d. h. mit herzlicher Liebe und Hingebung, selbst dann, wenn sie ihre Aufgabe noch mangelhaft erfüllt. Wo man das Herz bei der Arbeit findet, den guten Willen, die Liebe, da hat jeder Mensch Freude und auch Geduld. Wo dagegen das Herz, der gute Wille, die herzliche Bereitwilligkeit fehlt, da mangelt den Menschen etwas, da kommt es nicht zu einem guten, gesegneten Verhältniß,

selbst wenn der Dienstbote seine Arbeit recht macht. Noch wichtiger aber ist das Andere: „Thut alles dem Herrn." Nicht mit Augendienst als den Menschen zu gefallen, sondern in der Furcht Gottes, vor dem allwissenden Gott, aus Liebe zu dem Herrn Christo. Es ist eine alte Erfahrung, daß meistens in den ersten Wochen das Verhältniß zwischen Herrschaft und Dienstbote ein besseres ist als nachher. Man hat diese Thatsache durch das sprüchwörtlich gewordene Gleichniß verewigt: „Neue Besen kehren gut." Aber warum? Oder besser: Warum werden sie so bald abgestumpft und kratzig? Ich glaube, unser Bibelwort gibt uns die Erklärung dazu. Es ist eben nicht ein dem Herrn Gefallenwollen, sondern Menschengefälligkeit, Augendienst, freilich oft unbewußt. Menschengefälligkeit ist aber ein Strohfeuer, das nicht lange anhält, das oft schon bei dem ersten Mißverständniß zu verlöschen beginnt. Wer den Menschen zu Gefallen seine Arbeit thut, wird auch bei guten Menschen nicht lange Befriedigung finden. Menschen sind eben keine Engel. Wer nur um des Lohnes Willen anderen dient, wird bald müde sein und finden, er sei für seine Arbeit schlecht bezahlt. Er wird manches nicht, anderes ungern thun, weil ihm der Gedanke nachhinkt, er sei nicht dafür bezahlt. Und in der That, wer für seine Arbeit in unserer Zeit keine andere, keine höhere Vergeltung kennt als seinen Lohn, seine irdische Bezahlung, der ist schlecht bezahlt, der ist zu bedauern, der kann nicht freudig arbeiten, der muß ein mürrischer und träger Diener werden. Ganz anders aber ist es bei dem, der sich im Dienste des Herrn weiß und alles als dem Herrn gethan betrachtet. Da wird täglich der Herr zur Seite stehen, Kraft und Segen, Geduld und Demuth schenken, nicht nur einige Wochen lang, sondern immerdar. Er wird das Herz gewiß machen, daß für einen treuen Dienst noch eine andere Vergeltung vorhanden ist als der Geldlohn. Ein Diener, der seine Arbeit dem Herrn thut, weiß und wird

es bald mit Augen sehen, daß der Herr der beste Vergelter ist, daß er keinen Becher kalten Wassers, in Liebe gereicht, keine Arbeit, die ihm gethan, unbelohnt läßt.

Ich kann nicht unterlassen, eine gefährliche Schwachheit unserer heutigen Dienstboten hier noch anzuführen, ich meine die: unbekümmert um christliche oder unchristliche Grundsätze der Herrschaften, lieber in reichen und vornehmen Häusern als bei ärmeren Familien zu dienen. Ich sage, das sei eine gefährliche Schwachheit. Du staunst und frägst, ob das ernst gemeint sei!? — Ich sage getrost ja. Höre mich ein wenig geduldig darüber an, ich will dir meinen Gedanken offen erklären, und am Ende wirst du ihn nicht so gar unvernünftig finden. Ich begreife es vollkommen, daß ein Dienstbote lieber in einem reichen Hause dient, als bei einer wenig bemittelten Bürgerfamilie. Dort ist im allgemeinen besserer Lohn, weniger Arbeit, weil mehr Dienstboten, also mehr freie Zeit für dich, bessere Kost, bequemere Räume, mehr Leben und Unterhaltung, es geht in allem, Heizung, Beleuchtung ꝛc. weniger sparsam zu, das Leben ist in jeder Beziehung angenehmer und lohnender als bei den andern, die für viele Leute oft nur eine Magd haben können, kämpfen und sorgen müssen, nach jedem Kerzenstumpen schauen, weniger zahlen, weniger gut essen, viel weniger bequem wohnen ꝛc. — mit einem Wort, wenn man schon dienen muß, dient man lieber im Hause eines reichen Grafen als in dem eines Handwerkers. Das ist so natürlich, so menschlich, so allgemein, daß man fürchten muß, für einen Narren gehalten zu werden, wenn man dagegen zu sprechen wagt. Und dennoch! Es ist kein guter Zug des Herzens; es ist gefährlich und schädlich. Ich will, um diese Behauptung zu rechfertigen, mich nicht einmal auf biblischen Boden stellen, will nicht ausführen, daß auch hier Jesu Wort gilt: „Was ihr gethan habt einem dieser Geringsten, das habt ihr mir gethan,“ oder, daß Gott im besonderen auf das

Niedrige und Verachtete vor der Welt schaut und es segnet, daß sich gewiß die Engel im Himmel freuen, wenn ein treues Mädchen einer armen geplagten Hausmutter muthig ihre schwere Last tragen hilft, als gehörte sie zur Familie: wir wollen uns vielmehr nur auf den Boden der äußeren Nützlichkeit stellen, um zu erkennen, daß im Leben eines Dienstmädchens nicht alles Gold ist, was glänzt.

Stelle dir ein Mädchen vor, das 10—15 Jahre in einem reichen Haus gedient hat. Sie hatte einen guten Platz, ein schönes Leben, war immer reinlich, selbst hübsch gekleidet, sie hat ein vornehmes Leben genossen, sie hat sich auch etwas erspart, freilich nicht so viel, als man vermuthen sollte, denn die besseren Kleider 2c. kosteten Geld, aber immerhin, sie hat etwas erspart, vielleicht viel mehr als jene andere Magd, die immer nur bei geringen Leuten diente. Endlich verheirathet sie sich, oder aber, sie verheirathet sich — nicht. Ist letzteres der Fall, so wird ihr das nicht immer lieb sein. Denn eine Tochter wird ja zunächst nicht geboren, um nur Magd in dieser Welt zu sein, so schön auch dieser Beruf werden kann, wenn er geweiht wird mit Gottesliebe. Immerhin ist der nächste und natürliche Beruf einer Tochter der, Gattin und Mutter zu werden. Wird nun dem vornehmen Dienstmädchen dieser Beruf nicht zu Theil, so wird das, wenn auch ihr selbst nicht, so doch vielen andern Leuten erklärlich sein. Wer sollte sie nehmen? Der Sohn des Grafen thut es nicht, der schüchterne junge Handwerker, der seinen Hausstand zu gründen die Absicht hat, wagt es nicht. Er fürchtet — nicht nur einen „Korb" — sondern, vielleicht mit Unrecht, daß die verwöhnte Tochter für sein bescheidenes Loos nicht recht passe. Er nimmt die andere, die er so muthig und froh schaffen, waschen, kehren sah. Er denkt: die ist gesund, nicht verwöhnt, fleißig, bescheiden, kann alles, was in einer einfachen Haushaltung nöthig ist, und thut alles gerne. So denkt und handelt

der nüchterne, brave junge Mann. Wer will es ihm verargen?

Es kann aber mit dem vornehmen Dienstmädchen auch anders gehen. Nicht alle bleiben sitzen. Setzen wir also den Fall, sie verheirathe sich. Ein Mann ihrer Herkunft wirbt um sie und kriegt keinen Korb. Was ist dann die Folge? Nun, sie können immerhin recht glücklich miteinander werden. Die Frau findet sich vielleicht sehr rasch wieder in die viel bescheideneren Verhältnisse hinein. Das Glück, einen lieben Menschen glücklich machen zu dürfen, ist ihr mehr als alles, was sie daran gab, und gibt ihr Lust, alle Arbeiten, auch solche, die sie lange nicht mehr gethan, freudig und froh zu verrichten. Sie kocht, fegt, wäscht, flickt, sie macht alles, was vorkommt, mit so viel Lust, als hätte sie nie von etwas anderem gewußt. Die Liebe, das Glück versüßt es ihr. Ich sage, so kann es immerhin kommen. Allein die Erfahrung lehrt, daß es leider sehr selten so kommt. Ich könnte hier aus meiner pastoralen Erfahrung eine ganze Reihe von Fällen anführen, wo es ungefähr folgendermaßen gieng: Die ersten Monate, vielleicht ein ganzes Jahr, gieng alles gut; mit den Ersparnissen richtete man sich freundlich ein und half dem schwachen Verdienst des Mannes nach in der Haushaltung. Man lebte, wenn auch nicht so gut wie früher, doch etwas besser, als der Verdienst des Mannes allein gestattet hätte. Die Liebe ist oft blind und „verträgt dann alles," wenigstens alles Gute. Das Zusetzen hört aber bald auf und oft gerade dann, wenn es wegen der Ankunft eines Kindes erst recht anfangen sollte. Da fehlt es dann an vielen Dingen. Das Entbehren, das sich zum ersten Male einstellt, ist bitter und mißstimmt. Man hat nicht die Pflege, wie sie früher bei andern Leuten in ähnlicher Lage gesehen wurde. Die Frau muß, noch krank, aufstehen und die Haushaltung nebst dem kleinen Kinde besorgen. Was früher noch leicht gieng, geht jetzt, da man matt, krank,

arm, mißstimmt ist, so schwer. Der Mann ist auch mißstimmt, oft sehr mißstimmt. Es geht leidlich noch ein Jahr. Nach der Ankunft des zweiten Kindes aber verlottert die Haushaltung; die Entbehrung wird zum Mangel, zur Noth, die Mißstimmung zur Unzufriedenheit, die sich oft in den taktlosesten, rohesten Vorwürfen des einen Gatten über den andern Luft macht. Jeder sieht im andern sein Unglück. So kommt es dann, daß hier ein Mann seine Zuflucht in's Wirthshaus nimmt, weil die Familie ihn nicht mehr anzieht, dort einer seine Frau und Kinder einfach verläßt und davon geht, wieder ein anderer sich scheiden läßt, wo aber keines von diesen stattfindet, es oft zu rohen Thätlichkeiten kommt. Es ist auch hier gut, daß der Mensch das Joch in seiner Jugend trage, d. h. nicht in der Jugend verwöhnt werde, so angenehm es auch eine Zeit lang sein möchte.

Jakob durfte unter Gottes besonderer segnender Leitung reich aus seinem schweren Dienste austreten. Er hatte das nicht dem Laban zu verdanken. Muß er diesem doch sagen: „Du hast mir meinen Lohn zehnmal verändert. Wo nicht der Gott meines Vaters, der Gott Abrahams und die Furcht Isaaks auf meiner Seite gewesen wäre, du hättest mich leer ziehen lassen. Aber Gott hat mein Elend und meiner Hände Mühe angesehen." Jakob diente seinem Gott und hielt um Gottes Willen bei dem schlauen und geizigen Laban aus, und Gott sah ihn an und lohnte schon auf Erden seinen treuen Dienst. Das thut er immer noch. Möchten nur der Dienstboten bald viele werden, die dem Herrn und nicht den Menschen, und nicht blos um des Lohnes willen dienen, sie würden gewiß erfahren, daß unser Gott derselbe ist gestern, heute und in Ewigkeit. Gottes Wesen bleibt dasselbe, Seine Gesinnungen gegen uns bleiben die gleichen, wie immer auf Erden die Verhältnisse und die Menschen sich ändern. Wer

Jakobs Segen haben möchte, soll seine Gesinnung, seine Treue, seine Geduld sich betend aneignen, dann darf er gewiß erfahren, daß es „dem Herrn ein Geringes ist, durch viel oder wenig zu helfen.“

Ich kenne einen jungen Mann, der in einem großen Geschäft 3 Jahre als Angestellter arbeitete. Er hatte von seinem Herrn und den vielen andern Angestellten wegen seiner Frömmigkeit viel zu leiden. Obwohl sein Herr sich oft über ihn lustig machte, setzte er das größte Vertrauen in ihn und stellte ihn überall hin, wo er selber sein sollte und nicht konnte. Er behandelte ihn wie einen Sohn, ausgenommen seine Neckereien über seine Frömmigkeit. Der junge Mann bezog von seinem Gehalt während der 3 Jahre nur, was er für bescheidene Kleidung brauchte und hoffte, beim Abschied ein schönes Kapitälchen als Ersparniß zu empfangen. Wie erschrak er aber, als sein Herr, der ihn nicht gerne fort ließ, ihm eine Rechnung vorlegte, in der so viele Dinge, die er verbrochen und verschuldet haben sollte, angerechnet waren, daß er nicht nur keinen Centime empfieng, sondern seinem Herrn noch herauszahlen sollte! Der junge Mann hätte dagegen protestiren und klagen können, er war aber über solche Mißhandlung nach 3 Jahre langem, treuem Dienst so traurig, sein Herz war so zerrissen, daß er eilte, hinaus zu kommen, um sein Leid seinem Gott zu klagen. Er gieng schweigend fort, ohne ein Wort der Bitterkeit oder der Protestation zu sagen. Später suchte ihn sein Herr nochmals auf, um ihn wieder in seinen Dienst zu gewinnen, was er natürlich ablehnte, aber ohne ein Wort gegen jene Ungerechtigkeit fallen zu lassen. Er hoffte auf Gott und ist nicht zu Schanden geworden. Gott hat ihn bald so freundlich gesegnet, daß er oft denken mußte: „Der Herr hat mein Elend angesehen.“ Jedenfalls möchte er heute — denn er lebt noch — nicht mit jenem Herrn tauschen, auch wenn dieser noch lebte, um so weniger aber nun,

da Gott ihn indessen zur Abrechnung in die Ewigkeit abgerufen hat.

Wir haben aus Jakobs Jugendzeit im Vaterhause neben manchem Guten viel Tadelnswerthes zu bemerken gehabt. Sein zwanzigjähriger treuer, demüthiger Heldendienst im Hause Labans läßt aber alle früheren Schwachheiten vergessen. Er ist werth, immer wieder und in unserer Zeit erst recht an's Licht gezogen und zur Nachahmung empfohlen zu werden.

VI.

Des Pilgers Heimkehr.

Und der Herr sprach zu Jakob: Zeuch wieder in deiner Väter Land und zu deiner Heimat; ich will mit dir sein.
1 Mose 31, 3.

Jakob aber zog seinen Weg, und es begegneten ihm die Engel Gottes. Und da er sie sah, sprach er: Es sind Gottes Heere; und hieß die Stätte Mahanaim.

Jakob aber schickte Boten vor ihm her zu seinem Bruder Esau, in das Land Seir, und befahl ihnen und sprach: Also saget meinem Herrn Esau, dein Knecht Jakob läßt dir sagen: Ich bin bis daher bei Laban lange außen gewesen und habe Rinder und Esel, Schafe, Knechte und Mägde und habe ausgesandt dir, meinem Herrn, anzusagen, daß ich Gnade vor deinen Augen fände. Die Boten kamen wieder zu Jakob und sprachen: Wir kamen zu deinem Bruder, und er zeucht dir auch entgegen mit 400 Mann. Da fürchtete sich Jakob sehr und ihm war bange und theilte das Volk, das bei ihm war, und die Schafe, Rinder und Kameele in zwei Heere und sprach: So Esau kommt auf das eine Heer und schlägt es, so wird das andere Heer entrinnen.

Weiter sprach Jakob: Gott meines Vaters Abraham und Gott meines Vaters Isaak, Herr, der du zu mir gesagt hast: Zeuch wieder in dein Land und in deine Heimat, ich will dir wohl thun; ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und aller Treue, die du an deinem Knechte gethan hast; denn mit meinem Stab gieng ich über diesen Jordan, und nun bin ich

zwei Heere geworden. O errette mich von der Hand meines Bruders Esau! Und er blieb die Nacht da. — Und Jakob blieb allein übrig (jenseits des Flusses). Da rang ein Mann mit ihm bis die Morgenröthe anbrach. Und da er sah, daß er ihn nicht übermochte, rührete er das Gelenk seiner Hüfte, und das Gelenk von Jakobs Hüfte ward über dem Ringen mit ihm verrenkt. Und er sprach, laß mich gehen, die Morgenröthe bricht an. Aber er (Jakob) antwortete: Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn. Er sprach: Wie heißest du? Er antwortete: Jakob. Er sprach: Du sollst nicht mehr Jakob heißen, sondern Israel. Denn du hast mit Gott und Menschen gekämpft und bist obgelegen. Und er segnete ihn daselbst. 1 Mose 32.

1. Die göttliche Erlaubniß zum Aufbruch.

„Da dieser Elende rief, hörete der Herr und half ihm aus allen seinen Nöthen." Ps. 34, 7. „Harre des Herrn, sei getrost und unverzagt und harre des Herrn." Ps. 27, 14.

Nach zwanzigjährigem Warten, Harren und Sehnen kommt endlich die göttliche Antwort, die dem Jakob Erlaubniß gibt, nach der lieben Heimat zurückzukehren. „Zeuch wieder in deiner Väter Land und zu deiner Heimat; ich will mit dir sein." Das war ein froher Tag für den Fremdling, als er diese gnädige Antwort auf sein Flehen empfieng. Oft kämpfte er mit sich selbst, ob er nicht aufbrechen und der Heimat zueilen sollte. Es waren Versuchungsstunden, die er überwand. Ohne seines Gottes Erlaubniß und Beistand, gar wider Gottes Willen wollte er nicht in die Heimat ziehen. Es wäre auch nicht gut gewesen und nicht glücklich gegangen. Lieber mit Gott in der Fremde bleiben und in schwerem Dienste ausharren, als ohne Gott in die Heimat ziehen. Jakob hatte recht; er hat viel gelernt. Als aber endlich der Vater sprach: „Zeuch, ich bin mit dir!"

da war auch alles Weh der langen Leidenszeit vergessen und das Herz schlug wieder froh. All' die seligen Erinnerungen aus einer glücklichen Jugendzeit wachen wieder auf, all' die geweihten Orte Kanaans stehen vor seinem Geiste. Kein Tag darf verloren werden! Auf, der Heimat zu, nach Kanaan, dem Lande der Väter, der Wiege seiner Kindheit, dem Orte der Offenbarungen Gottes, dem Lande der Verheißung, das ihm zum ewigen Besitze zugesprochen war! Wie wallte sein Herz bei diesem Gedanken!

Wir wissen alle, daß das irdische Kanaan nicht das Ziel unserer Wallfahrt und nicht die Befriedigung unseres tiefsten Sehnens und Hoffens, sondern nur ein Abbild unserer ewigen Heimat, der Stätte der herrlichsten Offenbarungen Gottes ist. Wir sind in der Fremde. Unser Sehnen wird hienieden nicht ganz gestillt. Bald aber wird der Ruf des Vaters ertönen: „Zeuch in die Heimat, in das Land des Vaters." Wie ist es dir bei diesem Gedanken zu Muthe? Jauchzt dein Herz, wie das Jakobs? Oder beschleicht dich geheime Furcht? Es ist etwas Trauriges, daß viele Leute nicht gerne sterben, auch solche, die es auf Erden recht schlecht hatten. Wer das Wort der barmherzigen Verheißung von einer lieben, seligen Heimat im Glauben erfaßt hat, der sollte doch gerne nach Hause gehen, zumal wenn der Herr sagt: „Ich bin mit dir." Aber freilich, die herrlichsten Verheißungen helfen uns nichts, wenn wir sie nicht ergreifen können, wenn sich zwischen sie und uns eine unvergebene Sünde lagert. Da kann man einem Abreisenden, einem Sterbenden sagen, was man will, es bringt keinen Frieden noch Trost in's Herz. In der Scheidestunde treten Sünden auf, die lange vergessen, lange in den Hintergrund gedrängt wurden. Die trüben dann den Blick und rauben die Freudigkeit. Sie müssen weg, sonst gibt es keine frohe Heimfahrt. Wohl jedem, der mit dieser Arbeit nicht wartet bis zur Abreise.

Auch bei Jakob stellt sich ein alter Feind ein, den er nicht mehr vermuthet und der seine Freude verbittert, — es ist seine alte Schuld gegen Esau. Jakob hat viel gearbeitet, viel gelitten, viel gebetet, viel gelernt, er hat sich auch oft nach der Heimat gesehnt, und doch ist er noch nicht reif für Kanaan. So darf er nicht über den Jordan, es muß noch etwas Wichtiges vorher an ihm geschehen. Er wird uns nun zeigen, was noch an ihm war, das nicht „in's Reich“ taugte, und wie Gott ihn vollends läuterte.

---

2. Mahanaim.

Jakob hatte Erlaubniß, seinen Dienst zu verlassen und Gottes gnädige Schutzverheißung. Er ruft seine Frauen und bespricht mit ihnen den Plan zum Aufbruch. Laban geht von Hause fort, seine Schaafe zu scheeren. Damit war ein Freudenfest verbunden. Diese Gelegenheit benützt Jakob, heimlich zu fliehen. Rahel stiehlt noch ihres Vaters Hausgötzen und nimmt sie mit. Erst nach 3 Tagen wird es Laban angesagt, daß Jakob geflohen sei. Er besinnt sich nicht lange, sondern sammelt seine Knechte und jagt dem Fliehenden nach, den er nach 7 Tagreisen einholt. Indessen ist Jakob in tiefer innerer Noth. Furcht und Angst ringsum. Er kennt den rohen Laban und fürchtet mit Recht seinen Zorn. Doch der barmherzige Gott tritt in's Mittel, schützt sein fehlendes, geängstetes Kind und legt dem Feind einen Zügel an: „daß du mit Jakob nicht anders denn freundlich redest!“

Warum hat doch Jakob so thöricht gehandelt, heimlich zu fliehen? Hatte er nicht die Erlaubniß Gottes zur Abreise? Wußte er nicht, daß: „ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?“ Nochmals hat er sich durch Mangel an

Glauben und Vertrauen auf seinen Gott schwere Stunden der Angst und Sorge bereitet; nochmals hat sein alter Mensch der List, dem er folgte, ihn in große Gefahr gebracht, aus der der treue Gott allein ihn retten konnte und rettete. Wie schwer geht es doch, bis ein Mensch sein altes Wesen überwindet und ein Kind vor Gott wird! Gottlob, daß der gnädige Gott nicht mit uns handelt nach unsern einzelnen schwachen Handlungen, sondern nach der Grundrichtung des Lebens, und daß er ist ein Gott „barmherzig und gnädig und geduldig und von großer Gnade und Treue, ein Gott, bei dem viel Vergebung ist.“

Wie viel hat doch die Heimlichkeit, das unoffene Handeln, den Menschen schon Traurigkeit und Herzeleid gebracht! Wahrheit und Offenheit sind der Boden des Friedens im Herzen, im Hause, im Verkehr mit den Menschen, überall, selbst vor Gott. Hätte Jakob den Muth gehabt, auf Grund von Gottes Befehl vor Labans Angesicht zu treten und seinen Dienst zu kündigen, es wäre ihm sicher kein Haar gekrümmt worden, Laban hätte ihn im Frieden ziehen lassen müssen. „Wenn jemandes Wege dem Herrn wohlgefallen, so macht er auch seine Feinde mit ihm zufrieden.“ Ich vermuthe aber, daß Jakob bei dieser thörichten Flucht den Rath der Rahel befolgte. Diese wollte noch des Vaters Hausgötzen mitnehmen, das konnte ja nur heimlich geschehen, in Abwesenheit des Laban. Jakob ahnte nicht den Grund ihres Rathes und war ihr gegenüber immer schwach. Dafür bereitete er sich viel Angst.

Arme Rahel, dein Herz hing also noch im Aberglauben an den Götzen des sündigen Vaters! Du glaubtest, ein Gott, den du stehlen, den du davontragen kannst, könnte dir Segen bringen! Du hattest wenig von deinem Gatten gelernt. Stehlen ist immer schlimm, aber vollends den Vater bestehlen, und gar einen Gott sich stehlen! Wahrlich, es sah schlimm aus unter Labans Dache.

Sieht es unter deinem Dache besser, viel besser aus, lieber Leser? Hoffentlich ja. Es gibt aber leider auch zu unserer Zeit viele solche Thoren, die ihren Gott mit sich herumtragen oder ihn im Hause liegen haben. Wird ihnen der gestohlen, so stehen sie ohne Gott in der Welt. Diese Götzen zu hüten macht den Leuten viel Mühe und Sorge. Der liebe Heiland hat deßhalb gesagt: „Sammelt euch aber Schätze im Himmel — denn wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz," und wir dürfen auch den Satz umkehren und sagen: Wo euer Herz hängt, da ist euer Schatz, euer höchstes Gut, euer Gott.

O ein treuer und barmherziger Gott, der uns nicht in unseren Sünden liegen läßt! Jakob und Rahel wecken durch ihre Sünde den Zorn des Löwen; Gott tritt aber verzeihend in den Weg und wehrt seinem Brüllen. Wohl dem, der diesen herrlichen Gott kennt, liebt und sich von ihm erziehen läßt.

Kaum ist dieser Feind im Rücken abgeschlagen, so tritt ein anderer von vornen auf den Plan, zunächst noch unsichtbar, aber doch schon deutlich vor Jakobs Geiste, sein Herz auf's Neue mit Sorge und Angst zu erfüllen, — es ist der Gedanke an Esau. Je näher er der Grenze Kanaans kommt, desto mehr wachen die alten Erinnerungen in ihm auf, und der zürnende Esau tritt drohend vor seinen Geist. „Es gibt Stunden in des Menschen, des Sünders Leben, — da wird einem so bange, da fühlt man sich so schwach, wie von Gott und Menschen verstoßen oder verlassen; man hat keine Freude von allen seinen Freuden mehr; man hat keinen Frieden, kein fröhlich Vertrauen, keine Kraft mehr in sich selbst: man weiß nur von innerer Unruhe, von Angst und Zagen und Beben; es ist, als wäre das kräftigste Leben vom Blitze getroffen worden; rückwärts schwere Erinnerungen, vorwärts düstere Wolken, — ein Herz, das uns

verdammt; eine alte Schuld ist plötzlich aus der Vergangenheit heraufgetaucht, sie wird an die Wand geschrieben, — scharfe, schwarze Züge; kein Wasser kann sie wegwaschen, kein Schwamm sie tilgen; lange Zeiten sind hinter uns verschwunden, die alte Vergangenheit ist wieder Gegenwart geworden; die alten und neuen Gedanken entschuldigen und verklagen sich unter einander, die alten Wunden schließen sich wieder auf, tief bis in's Blut und finster wie der Tod. — Wohin? wohin? Ach, zu Gottes Füßen hin, in den Staub hinein, doch auch in Gottes Hände; — aber es wird einem so bange, und die Nacht ist finster und lang." (Naeman.) So war es dort dem armen Jakob zu Muthe. Doch siehe! „Gott ist größer als unser Herz und erkennet alle Dinge." Jakob war auf Gottes Weg, Gott hat ihn heimziehen heißen und versprochen: „Ich bin mit dir." Davon sollte nun Jakob einen neuen herrlichen Beweis empfangen. „Es begegneten ihm die Engel Gottes. Und da er sie sah, sprach er: es sind Gottes Heere. Und nannte den Ort Mahanaim." — Was wollten diese Engel, die Jakob in glänzenden Heerhaufen um sein Lager herum sieht? Sie sollten dem geängsteten Manne von Seiten ihres heiligen und gnädigen Gottes sagen: Fürchte dich nicht vor Esau, wir bilden eine feurige Mauer um dich her; derer, die bei dir sind, sind mehr als derer, die bei Esau sind; zweifle nicht an deines Gottes Macht, noch an seiner Treue, noch an seinem Erbarmen; fürchte deinen Gott in heiliger Furcht, aber fürchte dich nicht vor den Menschen. — O wie wird diese selige Erfahrung dem armen Jakob wohl gethan haben! Er zieht nun weiter seinen Weg bis an den Jordan. Hier aber, an der Grenze Kanaans, hat er noch einen letzten schweren, doch seligen Kampf zu bestehen. Hier wird aus dem Jakob endlich der Gotteskämpfer Israel herausgeboren.

3. An der Grenze.

„Es ist das Herz ein trotziges und verzagtes Ding," ebenso trotzig im Glücke als verzagt im Unglücke. Hat der Herr wunderbar und erbarmungsvoll aus sechs Trübsalen geholfen und selbst verheißen, daß in der siebenten uns kein Uebel rühren dürfe, so ist eben, wenn eine neue Trübsal im Anzuge ist, das arme sündige Herz wieder verzagt, hat alle Beweise der vergebenden Treue Gottes vergessen und thut, als stünde es ganz allein da mit seiner Last, mit seinem Leid und Weh.

Bei Jakob hielt die herrliche Tröstung durch die Engelheere nicht lange an. Der Gedanke an Esau erfüllt ihn mehr und mehr mit Angst und raubt ihm das kindliche Vertrauen zu seinem Gott. Beten kann er auch nicht in dieser Beklemmung, was soll das werden?

Doch Jakob ist ja klug und um ein Mittel nicht verlegen. Er nimmt seine Zuflucht zur gewohnten List. Armer Jakob, diesmal gelingt es nicht. Doch fahre nur zu! — Eine höfliche Gesandschaft von dem „Knecht Jakob" an den „Herrn Bruder Esau", das könnte gut wirken und den alten grimmigen Feind umstimmen, wenn auch das Gewissen nicht ganz mit dieser unaufrichtigen Botschaft einverstanden ist. Gedacht, gethan. Er schickt Boten nach Seir und befiehlt ihnen: „Also saget meinem Herrn Esau, dein Knecht Jakob lässet dir sagen, ich bin bisher bei Laban lange außen gewesen — und habe ausgesandt, dir meinem Herrn (meine Rückkehr) anzusagen, daß ich Gnade vor deinen Augen fände!" — Die Antwort läßt nicht gar lange auf sich warten. Die Boten kommen zurück, ohne Brudergruß, mit dem kalten Bescheid: „Dein Bruder zieht dir entgegen mit vierhundert Mann!" — Armer Jakob, das ist über alle Erwartung schlimm, was willst du nun thun? Willst du dich noch mit vergeblicher List plagen? Erinnerst du

dich nicht an das tröstliche Wort deines Gottes: „Zeuch, ich bin mit dir“? Nicht an die Errettung aus Labans Hand? Nicht an die Gottesheere, die dich begleiten? Ach nein, das alles vergißt Jakob und greift nochmals zur List. „Er fürchtete sich sehr, und ihm war bange und theilte sein Volk und seine Heerde in zwei Heere und sprach: So Esau kommt auf das eine Heer und schlägt es, so wird das andere Heer entrinnen!“

Doch, nachdem diese Anordnung geschehen, fühlte Jakob wohl, daß das ein thörichter Gedanke ist. Wird ein Heer geschlagen, so ist ja das schon entsetzlich, schon keine Rettung mehr, aber auch das andere wird dann nicht entfliehen können. Nun ist er mit seiner List, mit seiner Selbsthülfe zu Ende. Was bleibt übrig in dieser trostlosen, verzweifelten Lage? Wo ist da noch Hülfe zu suchen? — Bei Gott, bei Gott allein. Auf, vor Gottes Angesicht in demüthigem Flehen! Jetzt fällt dem Jakob endlich ein, womit er hätte anfangen sollen. Nun geht ihm das Herz weit auf, nun fällt ihm seines treuen Gottes köstliche Verheißung ein, nun klammert er sich daran an und schreit aus der Tiefe seines Herzens: „Gott meines Vaters Abraham und Gott meines Vaters Isaak, der du zu mir gesagt hast: zeuch wieder in dein Land, ich will dir wohl thun; ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und aller Treue, die du an deinem Knechte gethan hast, — o errette mich von der Hand meines Bruders, von der Hand Esaus, denn ich fürchte mich vor ihm, daß er nicht komme und schlage mich, die Mutter sammt den Kindern; du hast ja gesagt, ich will dir wohl thun. — Und er blieb die Nacht über da (im Gebet).“

Das war das Rechte, Jakob! Noth lehrt beten, doch, wie wir früher schon sagten, nicht bei allen Leuten. Nur wo der Mensch Gott kennt und liebt, wo der Grundzug des Herzens schon auf Gott gerichtet ist, da bewirkt die Trübsal das, wozu sie Gott sendet. Bei Jakob war das der Fall,

und Gott wollte durch diese Trübsal nichts Anderes bei ihm erreichen. Jakob sah menschlich keinen Ausgang mehr. Er fühlte sich in die zürnenden Hände des Esau übergeben und verloren. Nach der Größe seiner Noth gestaltet sich nun auch sein Gebet. Ein herrliches, köstliches, klassisches Gebet, wie nie ein Mensch ein schöneres gebetet hat, — ein Gebet, das seit mehr als dreitausend Jahren unzählige sündige Menschen aus der Tiefe ihres Herzens dem Jakob nachgesprochen haben, — ein Gebet, das die Erfahrung jedes Gotteskindes so wahr, so tief, so einfach ausdrückt! Auf der einen Seite sieht jetzt Jakob, wie nie zuvor, den Reichthum des Erbarmens, der Treue, der tragenden Langmuth, der segnenden Gnade: auf der andern nichts als Mangel, Schwachheit, Undank, Sünde. Das bricht ihm fast das Herz, gibt ihm aber auch Muth und Freudigkeit, an das Herz dieses großen Gottes, an dieses unbegreifliche Erbarmen auf's Neue zu appelliren und sich mit seinen unverdienten Verheißungen zu wappnen. „Ich bin zu gering, — aber du hast gesagt, ich will dir wohl thun."

„Du hast gesagt." Das ist die Sprache des Glaubens, mit der allein man etwas bei Gott erreicht. Wie große Dinge hat doch der ewige, wahrhaftige, unwandelbare Gott uns gesagt in seinem Worte! Warum machst du es nicht wie Jakob, daß du dir die für dich jetzt passende Verheißung nimmst und vor deinen Gott trittst und sagst: „Du hast's gesagt!" Wie viel Angst und Sorge würde dadurch von deinem Herzen verschwinden! Du meinst, die köstlichen Verheißungen des Wortes Gottes gelten dir nicht, weil du sie nicht verdienest? Merkst du nicht, daß das die Sprache des Unglaubens ist? Gott hat keine Verheißung gegeben für solche, die sie verdienen. Alle Verheißungen sind hervorgegangen aus seiner Gnade, aus seinem unbegreiflichen Erbarmen, und alle gelten unwürdigen, sündigen, gefallenen Menschen. Wer sich zu diesen zählt, hat Anrecht an jene;

wer sagen kann: unter welchen (Sündern) ich der „vornehmste“ bin, hat das erste Anrecht an alle Verheißungen Gottes. Ist das nicht etwas Köstliches und Seliges? Wie lange muß man doch dieses göttliche Geheimniß (siehe 1 Kor. Kap. 1) predigen, bis ein blödes, verkehrtes Menschenherz es faßt! Ich hätte Lust, dir, lieber Leser, hier tausend herrliche Gottesverheißungen, die dir alle gelten würden, wenn du sie im demüthigen Glauben annehmen wolltest, unter die Augen zu stellen, Verheißungen für deine Erdenwallfahrt, für dein Sterben, für die Ewigkeit; lauter Worte aus dem Munde deines barmherzigen Gottes. Höre aber nur die eine, die dem sündigen Jakob zuerst gegeben wurde, die aber allen ähnlichen Leuten gilt: „Ich will dir wohl thun.“ Ich kenne dich, lieber Leser, wohl nicht, weiß nichts von deinem vergangenen Leben noch von deiner gegenwärtigen Lage, — du bist vielleicht in großer Angst: wenn du mich aber fragen würdest, was Gott mit dir jetzt oder in der Zukunft vorhabe, so würde ich freudig antworten: „Er will dir wohl thun.“ Er hat Gedanken des Friedens über dich, wenn er dir die Sonne seiner Gnade scheinen und dich täglich seine treue Segenshand in deinem Leben sehen läßt, — und er will dir wohl thun, wenn er dich in Nacht und Dunkelheit führt. Auch in der Wüste will er freundlich mit dir reden. O ein treuer Gott! Möchte er doch mehr Vertrauen bei uns finden!

„O errette mich von der Hand meines Bruders, von der Hand Esaus, daß er nicht komme und schlage die Mutter sammt den Kindern!“ Das war's also, die Angst vor Esau hat sein Herz so entsetzlich beschwert, hat ihm das ergreifende Gebet diktirt, hat ihn auf Gnade und Ungnade vor Gottes Angesicht niedergeworfen. — Sei getrost Jakob, Keiner wird zu Schanden, der auf Ihn trauet. Du sollst das herrliche Dazwischentreten deines Gottes erfahren. Freilich muß er, damit du für immer so demüthig und im Glauben fest

bleibest, noch ein ernstes Wort mit dir reden, — aber er wird auch im Zerbrechen dir wohl thun. Was doch die Feindschaft der Menschen gegen einander schon für Trübsal und Angst verursacht hat! Der Auszug Jakobs war traurig, aber seine Rückkehr noch trauriger, beides wegen der Feindschaft des Esau. Freilich, er hat jetzt Weib und Kinder, das drückt doppelt schwer. Doch ist es gut, denn wäre er ledig gewesen, so hätte er mit Esau wohl den Kampf gewagt, so aber kann er ihn nicht wagen und nimmt seine Zuflucht zu Gott. Damit erreichte er mehr und blieb auf dem rechten Wege.

Wir wollen uns das zu Herzen nehmen, wenn auch uns ein „Bruder Esau" feindlich entgegen tritt. Die Feindschaft von Seiten der Menschen gehört zu den schwersten Prüfungen in unserem Leben, und wir begreifen, daß David gebetet hat: „Laß mich in die Hand des Herrn fallen und nicht in die der Menschen, denn seine Barmherzigkeit ist groß," — bei den Menschen aber, auch bei sonst guten, ist leider, wenn sie beleidigt sind, oder sich beleidigt glauben, die Unbarmherzigkeit groß, oft sehr groß, so groß wie ihr Hochmuth, oder besser: so groß, wie ihre unvergebene Schuld. „Denn welchem viel vergeben ist, der liebt viel, welchem aber wenig vergeben ist, der liebt wenig," der weiß wenig von der erbarmenden Liebe, die alles trägt, alles duldet, — wenig davon, daß Gott mehr Gefallen hat an Barmherzigkeit, als am Opfer.

Doch vor Allem die Frage: Bist du nicht selbst ein Esau? Besinne dich doch, ob nicht da oder dort ein Mensch ist, der sich vor dir fürchtet, der beim Gedanken an dich erschrickt, dem du zürnest, den du verfolgst, dem du zu schaden suchst. Er hat dich vielleicht beleidigt und du glaubst vor Gott und Menschen in deinem Recht zu sein, wenn du ihn deinen Zorn fühlen lässest. Aber hüte dich! Meinest du, es sei etwas Geringeres, wenn irgendwo im Verborgenen

ein Mensch, den du ängstigest, vor Gott liegt und weint, zu ihm um Hülfe und Rettung gegen dich schreit? Möge der barmherzige Gott mich und dich, lieber Leser, bewahren, daß nie ein „Elender", ein geängsteter Jakob, uns um unserer Herzenshärtigkeit willen vor dem Throne Gottes anklagen müsse. „Der Herr hört das Schreien der Elenden und wird der Armen Recht ausführen; Er sieht auf den Niedrigen und kennt den Stolzen von ferne."

Du aber, der du in Jakobs Lage bist, fürchte dich nicht so sehr vor deinem Dränger. Mache es wie Jakob, als er sich vor Esau fürchtete: bete! Mache es wie David, als Doeg ihn verrieth, Psalm 52: „Ich verlasse mich auf Gottes Güte immer und ewiglich," oder als Simei ihm fluchte, 2 Sam. 16: „Laßt ihn fluchen, der Herr hat es ihn geheißen. Vielleicht wird der Herr mein Elend ansehen und mir mit Gutem vergelten sein heutiges Fluchen." Räche dich selber nicht, wenn du willst, daß dein Gott für dich eintrete.

Es kann kein Christ über die Erde gehen, ohne viel Feindschaft ertragen zu müssen. Das gehört zu Gottes Hausordnung. Warum? Die Antwort ist einfach. Der Herr hat gesagt: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch beleidigen." Das ist eine schwere, heilige Lektion, — aber sie soll gelernt werden. Wie kann man sie lernen ohne Uebung? Wer keinen Feind hat, kann auch keinen lieben lernen, wer nicht beleidigt wird, kann nicht dem Beleidiger wohlzuthun lernen. Da aber niemand diese Lektion auf einmal, in einer Uebung lernt, so muß eben die Aufgabe oft wiederkehren. Auch diese Prüfung wird eine „friedsame Frucht der Gerechtigkeit geben denen, die darin geübt sind." Sich selber rächen, Böses mit Bösen vergelten, zu nichts schweigen können, nichts tragen wollen — heißt diese große Lektion nicht lernen wollen. Die Feinschaften mit all' ihren Aufregungen, Schmerzen, Trau-

rigkeiten sind doch da. Nur die Frucht der Gerechtigkeit, die sie uns bringen sollten, wird zertreten.

Schlimmer als der „Bruder Esau" in Menschengestalt ist jedoch ein anderer Feind, der uns auf unserem Lebensweg rastlos umlagert, und der um so gefährlicher ist, je weniger wir an sein Dasein denken und uns gegen ihn wappnen: es ist „der Verkläger von Anfang," der Teufel, und sein mächtiges Heer. „Wir haben nicht allein mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel." Wenn mancher Christ sähe, wie er oft von diesen feindlichen Mächten umlagert ist, wie sie ihr Netz um ihn spinnen, ihn zu plagen oder wenn möglich zu verderben, er würde eifriger und ängstlicher täglich die Waffenrüstung in Ephes. 6 anziehen. Es nützt nichts, darüber die Augen zu verschließen, oder sich damit zu trösten, daß auf unserer Seite der Stärkere ist. Unser König ist ja wohl da mit seiner helfenden, rettenden Hand. Ihm verdanken wir, daß wir von dem „brüllenden Löwen" noch nicht verschlungen sind. Allein wir dürfen uns doch nur dann seiner Hülfe getrösten, wenn wir auch treu den Kampf kämpfen mit den Waffen, die er zu unserer Verfügung gestellt. Die meisten Schwierigkeiten in unserem Leben kommen von diesem Feinde. Ehe wir aber den letzten Gang antreten, den Gang nach Kanaan, in die Heimat, den Gang über den Jordan, da wird er nochmals seine Macht entfalten, wird uns entgegentreten, wird uns ängstigen wollen, wird längst vergessene Sünden vorhalten, — da wird es manchem „sehr Angst sein und wird sich fürchten" vor ihm, vor sich, vor seinen Sünden. Ich wurde einmal zu einem kranken Manne gerufen, der sich rühmte, während 30 Jahren nie in der Kirche gewesen zu sein. Er hatte kein Verlangen nach mir, aber die Frau wollte, daß ich ihn besuche. Als ich ihm vom Sterben sprach, meinte er, das mache ihm nichts, darum schaue er

nicht zum Fenster hinaus. Ich erklärte ihm, daß es um das Sterben doch etwas Ernstes sei, denn so gewiß wir alle sterben müssen, so gewiß sei es, daß „danach aber das Gericht" komme. Er schwieg. Mein Besuch war ihm unangenehm. Ich kam aber doch wieder und suchte immer mehr mit Liebe und Ernst an sein Herz zu kommen. Je schmerzlicher die Krankheit wurde, desto zugänglicher wurde sein Herz, so daß er sich bald nach meinem Besuche sehnte, und wenn ich das Erbarmen Gottes um Vergebung seiner Sünde anrief, da faltete er die Hände und Thräne um Thräne floß über die Wangen. So gieng es viele Wochen. Am Tage vor seinem Sterben konnte er nicht mehr sprechen, aber er lag da mit gefalteten Händen und lallte, lallte betend bis zu seinem Ende. Der Herr, der sein Lallen verstand, hat ihn noch wie einen Brand aus dem Feuer gerettet. — Aber auch von einem Pfarrer habe ich einmal gehört, daß er auf dem Sterbebette in tiefen Anfechtungen lag. Aller Trost war verschwunden. Da kommt die Magd in's Zimmer. Er bittet sie: Sag' mir doch ein Sprüchlein, einen Trost. Die Magd erschrak und sagte: Aber Herr Pfarrer, was kann ich dummes Ding Ihnen sagen? Endlich, auf sein wiederholtes Bitten sagt sie den Spruch: „Das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde." Ach ja, rief er aus, das ist's, das brauche ich! Das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde — wiederholte er, das brachte Frieden und Trost in's Herz, das vertrieb die finstern Mächte, die ihm den Glauben verdunkeln und den Frieden rauben wollten. Möge niemand sagen: mir wird solches nicht begegnen, möge sich aber jedes täglich zur Heimfahrt rüsten durch Vergebung der Sünde und Besprengung mit dem Blute Jesu Christi.

4. Pniel. Kampf und Sieg.

„Und Jakob blieb allein zurück. Da rang ein Mann mit ihm, bis die Morgenröthe anbrach. Und da er sah, daß er ihn nicht übermochte, rührete er das Gelenk seiner Hüfte, und das Gelenk von Jakobs Hüfte ward über dem Ringen mit ihm verrenkt. Und er sprach: Laß mich gehen, denn die Morgenröthe bricht an. Aber er (Jakob) antwortete: Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn. Er sprach: Wie heißest du? Er antwortete: Jakob. Er sprach: Du sollst nicht mehr Jakob heißen, sondern Israel. Denn du hast mit Gott und Menschen gekämpft und bist obgelegen. Und er segnete ihn daselbst. Und Jakob hieß die Stätte Pniel; denn ich habe Gott von Angesicht zu Angesicht gesehen, und meine Seele ist errettet. Und als er von Pniel vorüber kam, gieng ihm die Sonne auf, und er hinkte an seiner Hüfte."

Und wenn man e i n e n Kampf auch wohl aussicht,
Das macht's noch nicht.

Jakob führt seine Habe über den Fluß. Er selbst aber bleibt allein am Ufer zurück. Noch ist sein Herz nicht ruhig und getrost geworden. Er muß nochmals in der Nacht die Einsamkeit suchen, diesmal mit dem festen Entschlusse, seinen Gott zu fassen, zu bestürmen, mit ihm zu ringen, bis er eine gnädige Antwort und seinen Segen empfange. Wer eben einmal den rechten Weg gefunden, den Weg des kindlichen, demüthigen Gebetes, den Weg zu Gottes großem, erbarmendem Herzen, der kann nicht so leicht aufhören, den zieht es immer wieder, immer mächtiger dahin, so lange, bis alle Sorgen, aller Kummer, alle Wolken verschwinden und das Kind am Herzen des Vaters Ruhe, Trost, Kraft, Frieden gefunden, bis es seines Gottes und damit auch seiner Sache gewiß geworden ist.

Es war ein geheimnißvoller, wunderbarer Vorgang, dieser Kampf des Jakob. Wir wollen uns auch nicht bei dessen Erklärung aufhalten. Genug für uns ist, daß es unmißverständlich ein äußerlicher und innerlicher Kampf war. Denn „es rang ein Mann" mit ihm, seine „Hüfte wurde verrenkt," er wußte, wer der wunderbare Mann war, denn er sagt, er habe „Gott von Angesicht gesehen." Seine Waffe war, wie der Prophet Hosea, 12, 5 uns sagt: betendes „Weinen und Flehen," rückhaltsloses sich Anklammern an den Bundesengel Jehovah, bußfertiges Anerkennen seiner Unwürdigkeit, Schwachheit, Schuld und Hülflosigkeit und machtvolles Erfassen des Gnädigen und Barmherzigen, der ihm prüfend als Feind entgegen trat.

Die praktische Bedeutung dieses denkwürdigen Kampfes ist leicht zu erkennen. Von Seiten des Herrn war es eine Zusammenfassung und Vollendung seines bisherigen erziehenden Handelns an Jakob, ein Ueberwältigen des letzten Restes von sündig natürlichem Wesen in Jakob, der hier vollends zerbrochen wurde, um wegzugehen als Israel, als neuer Mensch, als einer, der in sich nichts mehr ist, der aber in rechtem Gottvertrauen das Höchste geworden ist, das man werden kann, der sich in Gott wieder gefunden hat. Von Seiten des Jakob war es ein Durchbrechen zur gänzlichen Hingabe an den Herrn, ein sich selbst Aufgeben und sich Gründen auf den ewigen Grund. Jakob hatte in seiner bisherigen Führung viel gelernt, wie wir sahen, aber einen letzten Rest von eigenem Wesen, von Jakobsnatur, nicht aufgegeben. So aber durfte er nicht nach Kanaan, so taugte er nicht in's gelobte Land als Stammvater des erwählten Volkes. Er sollte nicht nur etwas von Abrahams Glauben sich aneignen, sondern ein ganzer Abrahamssohn werden. Gott thut seine Arbeit immer ganz. Bei Pniel geschah die Vollendung des Jakob zum Israel.

Wie ist es dir, lieber Leser, bei diesen Gedanken zu Muthe? Denkst du nicht auch, daß es etwas Herrliches ist vor Gott ein ganzer Mann, ein rechter Christ zu sein? Freust du dich nicht auch darüber, daß es unseres Gottes Art ist, ganze Arbeit zu thun? Da bleibt ja auch für uns, so elend es noch aussehen mag, die köstliche Hoffnung, daß auch aus uns der Herr noch etwas Rechtes für Kanaan, für sein Reich zu Stande bringen kann. Ja, das kann er, und darum wollen wir ihn bitten. Wir wollen aber nicht vergessen, daß es durch Ertödten und Zerbrechen, durch Weinen und Flehen hindurch geht. Wir wollen auch das beherzigen, daß unser alter Rest von Jakobsnatur, von Sünde und ungöttlichem Wesen, an dessen Ertödtung auch bei uns der Herr schon lange arbeitet, daran gegeben werden muß, — und koste es den schwersten Kampf. Wir wollen damit nicht warten bis zur Grenze, nicht warten bis erst ein Feind uns dazu treibt, in dessen Händen wir unsern Untergang erblicken, sondern wir wollen uns zu Israelssamen, zu Gottesmenschen erziehen lassen durch unseres Herrn tägliche Güte und Treue. Keiner darf in das himmlische Kanaan, er sei denn ein neuer Mensch geworden. Der einzige Weg dazu ist: „Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Creatur, das Alte ist vergangen, es ist Alles neu geworden." Wer nicht diesen Weg geht, geht verloren. Wer auf diesem Wege nicht mit ganzem Ernst wandelt, dem Herrn stille hält, sich zerbrechen und reinigen läßt, dem geht es wie dem Judas.

„Laß mich gehen." — „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn." Wie wunderbar! Der Herr, dessen barmherziges Thun ist, uns nachzugehen, zu suchen, was verloren ist, der kann auch wieder, wenn wir ihn suchen, ihn festhalten, sich abwenden und sagen: Laß mich gehen. Hast du noch nie diese Sprache deines Herrn vernommen? David, der Psalmensänger, kannte sie und ihm nach viele Kinder

Gottes. Er prüft unsern Ernst, ob wir mit ganzem Herzen ihn wollen. Jakob fand auch da wieder ein schönes Wort, um sein Thun, seinen für alle Zeiten musterhaften Entschluß auszudrücken: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn." In diesem Worte liegt die Bekehrung, die ganze Stellung eines göttlichen Herzens zu Gott beschlossen. Zunächst enthält es einen zweifachen Entschluß: Alles andere zu lassen, in Gott und seinem Segen aber seinen höchsten Reichthum zu besitzen. Jakob hatte das Bewußtsein, daß er dem Esau mit 400 Mann gegenüber ein verlorener Mensch war. Sein Alles stand auf dem Spiel. Seine einzige Zuflucht und Hülfe war sein Gott. In Gott allein konnte er auch seine Familie retten. So erkannte er in Gott sein Alles, sein irdisches und ewiges Glück. Außer Gott war für ihn nichts als Nacht und Verderben. Dieses herrliche Wort des siegenden Glaubens enthielt also für Jakob eine Welt voll Seligkeit. Auf diesem Boden fühlte er Sicherheit, Rettung aus allen Gefahren, Sieg über alle Feinde. Er fühlte, was Paulus aussprach: „Ist Gott für uns, wer mag wieder uns sein?"

„Ich lasse dich nicht!" O ein schönes Wort, das viele Menschen, die edelsten und besten, die seither über die Erde giengen, von Mose, David, Paulus bis auf Luther und noch weiter bis auf diesen Tag mit tief empfundener Dankbarkeit nachgesprochen haben. Möchte es nur in unserer Zeit wieder viele Menschen gläubig sprechen lernen, es wäre das rechte Wort der Heilung für viele offene und verborgene Schäden. Möchten im besonderen alle leidenden und geprüften Gotteskinder es recht zu ihrer Losung machen, mit dem Herrn wieder recht ringen lernen, ringen gegen alle Sünde und Schwachheit, gegen Armuth und Elend, den Herrn ergreifen im Leben, im Leiden, im Sterben, bei Tag und bei Nacht, in guten wie in bösen Tagen, das würde wieder Kraft und Stärke in die müden Reihen der Gläubigen

bringen. Dem Jakob gieng alsbald die Sonne auf, nicht nur äußerlich, sondern besonders innerlich. Die Nacht der Sorgen, der Traurigkeit, der Verzagtheit war verschwunden, froh und getrost, siegesgewiß, gieng er nun dem Esau entgegen und er wurde nicht zu Schanden.

„Wohl dem, deß Hülfe der Gott Jakobs ist, deß Hoffnung auf den Herrn seinen Gott stehet. Den Frommen gehet das Licht auf in der Finsterniß, von dem Gnädigen, Barmherzigen und Gerechten."

„Der Herr richtet auf, die niedergeschlagen sind. Das Verlangen der Elenden höreſt du, Herr, ihr Herz ist gewiß, daß dein Ohr darauf merket."

---

5. Ein betender Vater als Vorbild für unsere Familienväter.

Mehr als alles Einzelne im Leben des Jakob, so groß und wichtig es sein mag, ergreift mich die Thatsache, daß er ein betender Mann, ein Priester seines Hauses war. Wie ergreifend ist doch das Bild: Ein Familienvater, ein reicher Hirtenfürst, umgeben von kräftigen Söhnen, von hunderten von Knechten; — ein Mann der Arbeit, der Erfahrung, der Unternehmung, der Ausdauer, des Muthes — weinend und betend auf den Knien vor Gott! Hier liegt der Schlüssel zu seinem Reichthum, seinem Segen, seinem Ruhme und seiner Größe. Es ist mir, als dürfe ich die Feder nicht weglegen, ohne noch dieses Bild den Familienvätern unserer Zeit zur gesegneten Nachahmung vorzuhalten. Jakob steht um so größer da, als er nicht so dringende Aufforderungen und Mahnungen dazu hatte, wie wir Christen sie im Worte Gottes be-

sitzen und wohl kennen. Wir wollen aus den vielen Stellen nur das Wort des Paulus anführen und einige Bemerkungen daran anknüpfen, 1 Timoth. 2, 8: „So will ich nun, daß die Männer beten an allen Orten und aufheben heilige Hände, ohne Zorn und Zweifel.“ Was Paulus den Männern allerorts hier gebietet, daß sie Priesteramt thun sollen, das hat Jakob ohne Gebot, nur dem Zuge seines Herzens folgend, musterhaft geübt. Nach der Lehre des Neuen Testamentes soll jeder Hausvater ein Hauspriester, jede Familie eine Hausgemeinde, ein Heiligthum sein. Wie sehr wird nun aber in unserer Zeit diese segensreiche Pflicht vernachlässigt! Wie wenig betende Männer gibt es doch! Wo noch die Sitte des Familiengebetes besteht, da ist es leider oft die Frau oder ein Kind, die den „Abendsegen“ beten müssen, der Vater ist nicht dabei oder sitzt in die Ecke. Es gehört aber zur Ehre und Würde des Familienhauptes, daß es die wichtigste Verrichtung in der Familie selbst besorge. Wie der Vater am Tische obenan sitzt und sich damit als Haupt der Vereinigung darstellt, so soll er auch, wenn die Familie sich vor dem heiligen Gott versammelt, seinen Ehrenplatz keinem Andern überlassen. Es macht einen traurigen Eindruck auf Andere, besonders auf Kinder, wenn der Vater, die wichtigste Person des Hauses, dessen Wort stets am meisten gilt, sich stumm in die Ecke flüchtet, wo es gilt, mit dem heiligen Gott zu reden, ihm Dank für seine Güte zu opfern, ihm die Noth des Hauses vorzutragen und seinen Segen zu erflehen. — Welch’ ganz andern Eindruck macht es aber auf die Kinder, wenn der Vater, die Kraft, die Stütze der Familie, es als sein Bedürfniß erkennt, vor dem Herrn die Kniee zu beugen, ihm die Ehre und den Dank für alles zu geben, täglich seinen Beistand und Segen anzurufen! Solchen Eindruck wird manches Kind nicht mehr vergessen können, er wird das beste väterliche Erbe sein.

Wir müssen aber auch noch ein Wort darüber sagen, wie dieses Amt des Gebetes verrichtet werden soll. Wir nannten den Hausvater den Priester des Hauses. Als Priester hat er sein Haus zu versöhnen. Nicht als ob er für die Sünden des Hauses eine Sühne zu bringen hätte, aber er soll die in der Familie zu Tage tretenden Sünden, Schwachheiten und Unarten doch nicht übersehen, auch nicht blos rügen, sondern er soll sie auf sein Herz nehmen, sie zu den seinigen machen und sie in priesterlichem Gebet vor Gott bringen und dafür Vergebung suchen. Er soll auch für die Sünden der Seinigen Buße thun, denn direkt oder indirekt sind sie seine Sünden, und er ist für sie ganz oder theilweise verantwortlich. Wie der Hohepriester Israels die Namen der 12 Geschlechter auf der Brust trug, so soll der Hauspriester nicht nur sein Haus im allgemeinen, sondern jedes Glied desselben im besonderen auf priesterlichem, fürbittendem Herzen tragen. Niemandem außer dem Hause treten die besonderen inneren oder äußeren Mängel und Bedürfnisse der Deinigen so klar unter die Augen als dir, und niemand hat auch so wie du die Pflicht, dieselben zu decken. Da ist nun wahrlich für jeden treuen Vater eine große, wichtige, heilige Arbeit zu thun, eine Arbeit, die für Zeit und Ewigkeit gewiß fruchtbarer und lohnender ist als jede andere. — Das ist aber nur die eine Seite des väterlichen Priesteramtes. Der Priester hat auch nach vollbrachter Versöhnung von Gott aus sein Volk zu segnen. Es hilft nichts, wenn ein Vater Segnungen über seine Familie von Gott erbittet, so lange eine unvergebene Schuld auf der Familie lastet. Die Schuld muß zuerst erkannt und vergeben sein. Ist aber der Hauspriester damit im Reinen, so kann er, so soll er segnen, und wird für die Seinen ein Segen sein. „Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser," sagt die heil. Schrift. Dabei dürfen wir aber nicht an den Segen denken, den etwa ein Vater in Worten seinen Kindern

gibt. Mancher Segen wird so gegeben oder angewünscht, der nicht erfolgt, weil Gott nicht sein Ja und Amen dazu sagen kann. Wir müssen vielmehr an den Segen denken, den sich ein treuer, betender Vater vor Gott erwirbt, dadurch daß er an der Spitze seines Hauses und mit seinem Hause als versöhntes Gotteskind vor Gott wandelt. Hat er die versöhnende Priesterpflicht geübt, und weiß er sich und die Seinen im Blute Jesu Christi gereinigt, so darf er muthig und glaubensvoll in die Schatzkammer Gottes hineingreifen und die herrlichsten Segnungen für sich und die Seinen nehmen und austheilen. Da gilt ihm dann das Wort: „Thue deinen Mund weit auf und laß mich ihn füllen.“ „Ich habe nie gesehen den Gerechten verlassen oder seine Kinder nach Brod gehen.“ „Bittet, so werdet ihr nehmen, daß eure Freude vollkommen sei.“ — Segen empfangen ist ein seliges Gefühl, aber Segen spenden und austheilen dürfen, ist unendlich viel seliger. Dazu ist aber jeder Familienvater berufen.

Es ist eine hohe, herrliche Aufgabe, welche das Wort Gottes hier den Hausvätern stellt, und es wird keinem meiner lieben Leser schwer fallen zu prüfen, wie er sich bisher zu dieser Aufgabe verhalten hat. Es ist schmerzlich, unter den Familien unserer heutigen Christenheit eine Umschau zu halten. Man muß da fragen: wo sind die betenden Männer? Wie selten sind doch die Familien, wo der Vater diese seine Priesterpflichten erkennt und ausübt! — Es ist der Unglaube, der Zeitgeist, der sich wie ein kalter Nebel über die Herzen vieler sonst rechtschaffener Männer lagert und jede höhere Regung des Gewissens erstickt. Der Unglaube sitzt auch in manches Gläubigen Brust. Denn mancher glaubt im allgemeinen an die Grundwahrheiten der heil. Schrift, hält sich für einen Christen, ist dem frechen Unglauben feind, — und glaubt doch nicht. Denn wenn er wirklich die herrlichen Verheißungen unseres Gottes im Glauben erfaßt hätte, so müßten sie ihre erneuernden Wir-

kungen auf sein Leben ausüben, sie würden ihn zum Gehorsam gegen die Wahrheit bringen, — er würde ein betender Mann werden. Andere, die vielleicht dem Glauben noch näher stehen, fühlen wohl ihre Pflicht, thun vielleicht auch sonst als Christen, was sie können, entschuldigen aber den Mangel ihres Familiengebetes damit, daß sie sagen und wohl auch glauben, sie hätten eben nicht die Gabe, öffentlich zu beten. Ist aber das Nichtkönnen eine Entschuldigung? Es mag ja wohl manchem, der es nicht von Jugend auf gewohnt ist, schwer werden, den Anfang einer Hausandacht zu machen, allein man stellt es sich doch schwerer vor, als es wirklich ist. Fällt es doch keinem Kindlein schwer, mit Vater oder Mutter kindlich zu reden, und Erwachsene verstehen es selbst mit unbekannten, landfremden Menschen ganz vernünftig zu verkehren; und mit unserem himmlischen Vater, dem Barmherzigsten unter den Barmherzigen, sollte es so schwer fallen, kindlich zu reden? Wie freundlich ermuntert doch der Heiland solch' schüchterne Gemüther, wenn er uns sagt, daß wir nicht eine schöne, lange Rede vor Gott zu halten brauchen, denn unser Vater im Himmel wisse, was wir bedürfen, ehe wir ihn bitten. Man lernt so viel in unserer Zeit. Wäre es nicht der Mühe werth, diese so wichtige Aufgabe des Umganges mit Gott auch noch, wenn vielleicht auch ein wenig spät, zu lernen? Es wäre keineswegs das Unnützeste, das man gelernt hätte. — Der Hauptgrund aber, warum so wenige Männer in ihren Familien beten, wird wohl der sein, daß ihnen der Muth dazu fehlt. Es gehört, besonders zum Anfangen, ein gewisser Muth, die heil. Schrift nennt ihn Demuth. Ja, auch die Demuth ist ein Muth. Und in gewissen Dingen gehört ein recht starker Muth dazu, demüthig zu sein. Mancher Mann hat Muth genug, den feindlichen Kanonen seine Brust zum Tode entgegen zu tragen, hat aber oft nicht Muth genug, mit den Seinen die Kniee zu beugen und zu

beten, so sehr ihn sein Gewissen dazu mahnt. Wie wird sich aber einst mancher christliche Vater schämen, wenn er von der Ewigkeit aus sein Erdenleben überschauen wird, daß er aus dem einen oder andern nichtssagenden Grunde diese liebliche, segensreiche Pflicht versäumt und sich und die Seinen dadurch so manchen Segens beraubt hat. Auch hier findet das Wort des Herrn seine Anwendung, wenn er sagt: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater."

Ein Haus ohne Gebet gleicht einer offenen Stadt, wo der Feind freien Zutritt hat und ihn auch benützt. Wogegen das Gebet eine feurige Mauer um das Haus her bildet, die manchem im Verborgenen schleichenden Feind den Eintritt abwehrt. Wie viel Herzeleid würde nicht zu tragen sein, wie viele Mißverständnisse würden nicht vorkommen, wie manche Noth würde weniger drücken, wie viele Thränen würden weniger geweint, wie manche Sorge, wie mancher Kummer lastete nicht auf den armen Herzen, wie viel mehr Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, wahre Liebe, würde im Hause walten, wenn der Hausvater seiner Priesterpflicht eingedenk wäre, wenn täglich sein glaubensvolles Gebet zum Himmel stiege!

Freilich soll ein Hausvater diese heilige Pflicht würdig üben, so daß sie ihm zur Freude und Lust und nicht zur Last wird, so darf er einen andern Punkt nicht aus dem Auge lassen, einen Punkt, über den wir noch einige Worte beifügen wollen.

„So will ich nun, daß die Männer beten an allen Orten und aufheben heilige Hände, ohne Zorn und Zweifel." In diesen letzten Worten erblicken wir die priesterliche Weihe des Hausvaters oder seine Vorbereitung zum Amte. Er soll heilige Hände aufheben. Aber wer hat denn heilige Hände? „Sind wir doch allesammt wie die Unreinen, und all' unsere Gerechtigkeit ist wie ein unflätiges Kleid!" Ist

doch unter den Menschen keiner, der gerecht ist, auch nicht einer! Wie soll da ein sündiger Hausvater heilige Hände aufheben können? — Und doch, er muß es können. Denn unser Gott will ein heiliges Priestervolk haben. Und was unser Gott gebietet, dazu gibt er auch die Mittel. Wie sich die Priester Israels vor dem Eintritt in das Heiligthum baden und ihre Kleider waschen mußten, so sollen auch die Priester des neuen Bundes sich reinigen, ehe sie des Priesteramtes pflegen. Wir haben einen Born des Heils wider die Sünde und Unreinigkeit, Zach. 13, 1, dessen Wasser alle Flecken wegwaschen können. Wir kennen das Reinigungsmittel. Johannes nennt es uns mit einfachen und klaren Worten, wenn er sagt, 1 Joh. 1, 7: „Das Blut Jesu Christi, seines Sohnes, macht uns rein von aller Sünde." Dieses Reinigungs-Element zuerst für sich selbst anzuwenden, sich selber erst unter das Kreuz Christi zu stellen und das eigene Herz und Wesen im Blute Jesu Christi zu reinigen, das ist die erste Aufgabe des Hauspriesters. Und wer diese Arbeit nicht vorher gethan, wer nicht vorher allein vor Gott gestanden, der wird auch eine öffentliche Priesterarbeit, welcher Art sie sei, nicht mit Lust und nicht mit Segen für sich oder Andere verrichten. Wie der Familiengottesdienst ein täglicher sein soll, so muß auch diese reinigende Vorbereitung des Hausvaters täglich geschehen. Denn jeden Tag kommen auch wieder bewußte oder unbewußte Befleckungen vor, besonders beim Manne, den sein Beruf häufig in die Berührung mit den Kindern dieser Welt führt, der oft den ganzen Tag die Weltluft einathmet. Wie der Staub der Straße sich auf die Füße absetzt, so läßt auch der Weltgeist täglich einen verderblichen Niederschlag auf des Menschen Herzen zurück. Daher bedarf der, welcher täglich heilige Priesterhände aufheben soll, auch einer täglichen Reinigung. Dies deutet der Herr dem Petrus bei der Fußwaschung an, wenn er sagt: „Wer gebadet ist, der braucht

nur die Füße wieder zu waschen, im Uebrigen ist er rein." Der wiedergeborene Mensch ist im Grunde seines Wesens rein, aber er hat doch täglich wieder nöthig, sein Herz von dem befleckenden Weltstaube zu reinigen.

Wenn aber Paulus noch besonders bemerkt, daß das Aufheben der Hände „ohne Zorn und Zweifel" geschehen soll, so will er damit wohl auf die beiden Feinde aufmerksam machen, mit denen der Mann ganz besonders zu kämpfen, vor denen er sich besonders zu hüten habe. Und wahrlich, je mehr man über die besonderen Gefahren des Mannes nachdenkt, um so mehr erkennt man, daß der Apostel das Rechte getroffen hat. Die Stellung, die Arbeit, der Umgang des Mannes sind dazu angethan und bringen es ziemlich allerwärts mit sich, daß er mit Menschen und Umständen zu kämpfen hat, die das Gemüth erbittern und reizen. Da liegt auch ihm die besondere Pflicht ob, unter dem Kreuze Jesu Christi die Sanftmuth wieder zu erringen, und alle Wunden, welche die Welt seinem Herzen geschlagen hat, erst wieder heilen und verbinden zu lassen. Wer mit seiner Arbeit inmitten einer argen, selbstsüchtigen Welt steht, der kommt nicht unverletzt und ungeschlagen durch.

Sodann ist der Charakter und das kältere Gemüth des Mannes von Natur mehr zum Zweifel geneigt, als das der Frau. Es geht dem Mann im allgemeinen schwerer als der Frau, zu einem kindlichen, zweifellosen Glauben zu kommen. Jeder Redliche fühlt aber auch, wie schwer es ist, mit einem Herzen, das nicht fest geworden, Priesterpflichten vor den Seinigen zu verrichten, es wird ihm so schwer, daß er sie lieber gar nicht thut. Dem Aufrichtigen läßt es aber auch hierin Gott gelingen. Trage zuerst deine Zweifel allein vor den Herrn, er kann und wird sie zerstreuen und wird dir geben, daß du selbst die gnädige Nähe deines Gottes mehr und mehr fühlen, und schmecken darfst, wie freundlich der Herr ist.

Möchten doch auch diese Zeilen dazu beitragen, daß manches Herz und manches Haus, wieder fest gegründet werde auf dem uralten Felsen, den Jakob gesucht und gefunden, und der heute noch steht und allein bis an's Ende stehen wird — auf dem Gott Israels, dem Gott von

Bethel. | Mahanaim. | Pniel.

Bücher-Anzeige.

Im **Verlag** der **Missionsbuchhandlung** in **Basel** sind ferner erschienen und durch jede solide Buchhandlung zu beziehen:

Atlas der evangelischen Missions-Gesellschaft Basel in 11 Karten. Fr. 5 = Mk. 4.
Daraus einzeln: Weltkarte. 50 Cts. = 40 Pf.

Eppler, Ch. Fr., Geschichte der Gründung der armenisch-evang. Gemeinde Schamachi. Fr. 1 = 80 Pf.

Evang. Missionskalender pro 1880 m. einem Farbendruckbild u. einer Reihe von Holzschn. 64 S. in kl. 8°. 35 Cts. = 30 Pf.

Blumhardt, Ch. G., Versuch einer allgemeinen Missionsgeschichte der Kirche Christi. 3 Bände in 5 Abtheilungen Fr. 3 = M. 2. 40.

Das Geheimniß vom Wesen und Willen des dreieinigen Gottes und unserer ewigen Erwählung. Praktisch dargelegt in 60 Predigten von † Samuel Hebich, Missionar. 816 S. 2 Theile à Fr. 3 = M. 2. 40. Zum besten der Heidenmission.
Diese Sammlung enthält die letzten 60 Predigten des sel. Miss. Hebich, die er im Winter 1867/68 in Stuttgart gehalten hat.

Geschichte der Mission auf den Sandwich Inseln. Fr. 1 = 80 Pf.
Das in diesem Buch dargebotene missionsgeschichtliche Material kann mit leichter Mühe zur Mittheilung in einer Reihe von Missionsstunden gruppirt werden.

Samuel Hebich. Ein Beitrag zur Geschichte der indischen Mission. Von zwei Mitarbeitern des Verewigten. Fr. 1. 25 = Mk. 1.
Diese aus kompetenter Feder stammende Lebensbeschreibung des seligen Missionars Hebich wird vielen Missionsfreunden eine willkommene Gabe sein.

—, Predigten aus dem ersten Thessalonicherbrief nebst 15 Privatvorträgen aus dem Evang. Johannis. broch. Fr. 1. = 80 Pf.

—, Predigten auf Weihnachten, die Passions- und Osterzeit, broch. Fr. 1. 25 = Mk. 1.
geb. Fr. 1. 60 = Mk. 1. 30.

Irion, Malabar und die Missionsstation Talatscheri. Fr. 1. 25 = Mk. 1.

Karte der Goldküste. Fr. 1 = 80 Pf.

Lechler, R., Acht Vorträge über China. Fr. 1. 50 = Mk. 1. 20.

Männerchöre zum Gebrauch der evang. Missionsschule in Basel. Dritte vermehrte Aufl. Fr. 4. 50 = Mk. 3. 60.
Die günstige Aufnahme, welche diese Sammlung von Männerchören diesseits und jenseits des Meeres bei gesangliebenden Freunden, Vereinen und Anstalten gefunden hat, läßt uns hoffen, daß sie sich in immer weitern Kreisen einbürgern.

Missionsliederbuch, herausgegeben von Insp. Josenhans. Zweite neu bearbeitete und vermehrte Ausgabe der Sammlung von Missionsliedern. geh. Fr. 2. 50 = Mk. 2.
eleg. geb. Fr. 3. 50 = Mk. 2. 80.
eleg. geb. in Goldsch. „ 4. — = „ 3. 20.

Mögling und Weitbrecht, Das Kurgland und die Mission in Kurg. Mit 1 Karte und 4 Bildern in Tondruck. Fr. 3 = Mk. 2. 40.

Motette: „O Jerusalem, ich will Wächter auf deine Mauern stellen" 4-stimmig für Männerchor, 50 Cts. = 40 Pf.

Ostertag, Dr. A., Uebersichtliche Geschichte d. protest. Missionen. Fr. 1. 25 = Mk. 1.

In diesem Büchlein ist kurz und übersichtlich das Wichtigste aus der Geschichte der protestantischen Missionen zusammengestellt.

—, Entstehungsgeschichte der evangel. Missionsgesellschaft in Basel, mit kurzen Lebensumrissen der Väter und Begründer der Gesellschaft. Fr. 1. 25 = Mk. 1.

Quistorp, Pastor. Passionspredigten. 50 Ct. = 40 Pf.

Dein Reich komme. Eine Sammlung kirchlicher Zeugnisse, von den Predigern Basels. Fr. 1. 50 = Mk. 1. 20.

Segensfrüchte des Evangeliums. Fünf Bilder aus dem Reiche Gottes. 87 Seiten. 40 Cts = 35 Pf.

Ein Büchlein, das sehr geeignet ist, die Heidenmission uns interessant und lieb zu machen. (Oelblatt.)

Tannenreiser, zum Besten der Basler Mission von der Verfasserin der „Maiblumen." eleg. geb. Fr. 2. 50. = Mk. 2.

Vier Jahre in Asante. Tagebücher der Missionare Ramseyer und Kühne aus der Zeit ihrer Gefangenschaft, bearbeitet von Dr. Gundert. Zweite vermehrte Auflage. Gewöhnliche Ausgabe broch. Fr. 3. = Mk. 2. 40. gebunden Fr. 3. 50 = Mk. 2. 80.
feine Ausg. eleg. in Leinwand Fr. 6. = Mk. 4. 80.

Die von gewandter und tüchtiger Hand besorgte Bearbeitung der im Original sehr umfangreichen Tagbücher ist so gehalten, daß sie in geschichtlicher Aufeinanderfolge die Thatsachen dieser an außerordentlichen Erlebnissen reichen und in mancher Hinsicht einzig dastehenden Führung in gedrängter und doch anschaulichen Schilderung vorführt. Ein Vorwort und ein Schlußkapitel liefern für die in 30 Abschnitten dargestellten Erlebnisse der Gefangenen den geschichtlichen Rahmen. Das Buch ist ausgestattet mit einem Titelbild welches die Brustbilder der drei Gefangenen (Miss. Ramseyer mit Frau und Miss. Kühne) darstellt, mit einer lithographirten Uebersichtskarte von der Goldküste Westafrika's, und einem Plan von Kumase vor seiner Zerstörung, welche den Leser über den Schauplatz der Ereignisse orientiren.

Wandkalender mit Bibelspruch auf alle Tage. Fr. 1 = 80 Pf.

Wort- und Sachregister zu Band I—XX (1857—76 des Missions-Magazins. broch. Fr. 2. 50 = Mk. 2.